

Bildung braucht Bindung

Ein Fundament für das Vorschulalter

Dossier 13/4

Prof. Dr. Margrit Stamm



SWISS Education

Swiss Institute for Educational Issues

Prof. Dr. Margrit Stamm

Professorin em. für Erziehungswissenschaften der Universität Fribourg

SWISS^{Education} Swiss Institute for Educational Issues

Neuengasse 8 CH-3011 Bern +41 31 311 69 69 / 079 462 92 82

www.margritstamm.ch

<https://twitter.com/MargritStamm>

Inhalt

Vorwort.....	5
Management Summary.....	9
Schlüsselbotschaften	13
Briefing Paper 1: Was Bindung ist und wie sie entsteht	17
Briefing Paper 2: Welche unterschiedlichen Bindungen das Kind haben kann	20
Briefing Paper 3: Weshalb eine sichere Bindung wichtig und die Grundlage für Bildung ist.....	23
Briefing Paper 4: Wo der Schlüssel für gute frühkindliche Bildung liegt	26
Briefing Paper 5: Weshalb frühkindliche Bildung nicht nur Vorteile haben kann	30
Briefing Paper 6: Pädagogische Konsequenzen	34

Vorwort

Bindungen sind innige Beziehungen, die durch Mutter- und Vaterliebe geprägt sind. Allerdings gilt die Beziehung des Kindes zu seiner Mutter im Gesamtsystem des menschlichen Verhaltens als fundamental. Es ist ein biologisches Programm. Gleiches gilt für die mütterliche Fürsorgebereitschaft, die am deutlichsten im feinfühligem Verhalten der Mutter zum Ausdruck kommt.

Das Verständnis von Bindung als engem Band zwischen Mutter und Kind, das sich im ersten Lebensjahr bildet, ist unbestritten. Zweifel gibt es jedoch in Bezug auf die Frage, ob eine solche ‚dyadische‘ Beziehung universell ist, d.h. in allen Kulturen gilt. Tatsache ist, dass in einer kulturvergleichenden Perspektive keine Urform der Bindung identifiziert werden kann, sondern nur je nach Kultur sehr unterschiedliche Bindungs- und Beziehungspraxen. Wieviel Mutter ein Kind braucht, um optimal zu gedeihen, ist somit immer vor dem Hintergrund kultureller Werte und Normen zu beantworten.

Das trifft auch für die Frage zu, ob Kinder neben den leiblichen Eltern auch weitere Bindungsbeziehungen zu sekundären Betreuungspersonen aufbauen können. Die Antwort auf diese Frage ist in der Forschung wie folgt beantwortet worden: Ein Kind muss für eine optimale Entwicklung das erste Lebensjahr nicht vollkommen in der Obhut seiner Mutter verbringen. Fremdbetreuung verschlechtert die Mutter-Kind- resp. die Eltern-Kind-Beziehung nicht per se. Am wichtigsten ist, dass das Kind sicher an eine primäre Bezugsperson gebunden ist. Dies ist meist die Mutter, seltener der Vater. Deshalb ist eine frühe ausserfamiliäre Betreuung nur dann problematisch, wenn die Bindung an Mutter resp. Vater nicht stimmt und sie zu wenig feinfühlig mit ihrem Kind umgehen.

Weil Eltern immer die primären Bindungspersonen eines kleinen Kindes sind, können Erzieherinnen und Erzieher, Grosseltern, Tagesfamilien, Tanten oder Nannys kein Ersatz sein. Selbstverständlich entwickeln Kinder auch zu ihnen Beziehungen, aber sie haben einen anderen Stellenwert und erfüllen andere Funktionen. Diese Funktionen können jedoch für ein gesundes kindliches Aufwachsen sehr wichtig sein.

«Bildung braucht Bindung». Was ist mit dem Titel dieses Dossiers gemeint? Dass Bildung nicht allein durch frühe innerfamiliäre Förderung oder ausserfamiliär eingekaufte Kurse zustandekommt, sondern in erster Linie auf der Basis von emotionalen, sicherheitsgebenden Beziehungen zu Mutter und Vater sowie zu nahestehenden Personen. Gerade für familienergänzende Institutionen gilt deshalb, dass sie nicht nur ihrer formalen Betreuungspflicht nachkommen können, sondern auch zu den von ihnen betreuten Kindern sichere Beziehungen aufbauen sollen.

Bisher sind die beiden Themen «Bindung» und «Bildung» in der frühen Kindheit fast durchgehend als getrennte Bereiche behandelt worden. Diese Trennung ist einer der beiden Hauptgründe für die Abfassung des vorliegenden Dossiers. Ein erstes Ziel ist es, umfassend aufzuzeigen, was die Wissenschaft zu Bindungsbeziehungen und frühkindlicher Bildungsförderung weiss, weshalb Bildung Bindung braucht, welche Folgerungen daraus zu ziehen sind und welche Handlungsempfehlungen daraus abgeleitet werden können.

Das zweite Ziel ist bildungs- und sozialpolitischer Art. In der Schweiz haben wir mit der politischen Diskussion des Themas Familie und früher Förderung sehr spezifische Erfahrungen gemacht. Die Abstimmung zum Familienartikel und seine

Ablehnung im März 2013 ist ein Paradebeispiel dafür, wie allgemeines Wissen über Familien, ihre Bedeutung und ihre Bedürfnisse so aufbereitet, verändert und (um)gedeutet wurde, damit es bildungspolitische Meinungen zu legitimieren vermochte.

Das vorliegende Dossier setzt hier ein. Es liefert sachliches und wissenschaftsbasiertes Wissen für weiterführende Diskussionen.



Prof. Dr. Margrit Stamm
Professorin em. der Universität Fribourg
Swiss Education Bern

Bern, im September 2013

Was dieses Dossier will

Das vorliegende Dossier fasst das Wissen zusammen, das heute zu den beiden Themen «Bindung» und «frühkindliche Bildung» verfügbar ist. In den Blick genommen wird dabei insbesondere die empirisch vielfach belegte Tatsache, dass Fördermassnahmen nur wirksam sein können, wenn sie auf einem guten Beziehungsfundament aufbauen.

Wie alle bisher erschienenen Dossiers (siehe margritstamm.ch) greift das vorliegende Dossier mit diesen beiden Themen zwei zentrale Bereiche auf, die bisher voneinander losgelöst, oft emotional und unter geringer Bezugnahme zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, diskutiert worden sind.

Das Dossier verfolgt vier Ziele:

- (1) *Aktuelles Forschungswissen verständlich darstellen:* Das Dossier bereitet das aktuelle Forschungswissen zum Themenbereich auf und fasst die Hauptkenntnisse zusammen.
- (2) *Die Verbindung von Bindung und Bildung aufzeigen:* Das Dossier zeigt auf, wie die beiden Bereiche Bindung und Bildung aufeinander zu beziehen sind und weshalb Bildung immer Bindung voraussetzt.
- (3) *Den Wissenstransfer in die Praxis anregen:* Im Dossier werden sowohl Eltern wie auch Erziehungsverantwortliche und auch das pädagogische Fachpersonal der jeweiligen Institutionen und Organisationen angesprochen.
- (4) *Ein wissenschaftsbasiertes Argumentarium für die Bildungs- und Sozialpolitik zur Verfügung stellen:* Jedes der einzelnen Dossier-Kapitel («Briefing Paper») enthält das aktuell verfügbare Wissen zur angesprochenen

Thematik. Dabei wird auf eine ausgewogene und objektive Darstellung der Sachverhalte geachtet. Jedes Briefing Paper wird darüber hinaus mit einer Bilanz abgeschlossen, welche die wichtigsten Erkenntnisse nochmals auf den Punkt bringt.

Das Dossier basiert auf folgenden Fragen:

- Was ist Bindung und wie entsteht sie?
- Weshalb ist eine sichere Bindung des Kindes an seine Eltern so wichtig?
- Welche unterschiedlichen Bindungen gibt es?
- Welches sind die Merkmale guter frühkindlicher Bildungsförderung zu Hause und ausserhalb?
- Welche Vor- und Nachteile hat frühkindliche Bildungsförderung und wann kann sie überfordernd sein?

Das Dossier ist wie folgt aufgebaut: Zunächst werden in einem Management Summary die Erkenntnisse zu den behandelten Fragen kurz erläutert und zu einzelnen Schlüsselbotschaften verdichtet. Anschliessend werden die Fragen in insgesamt sechs «Briefing Papers» diskutiert und mit spezifischen Literaturhinweisen ergänzt. Jedes Briefing Paper kann als einzelnes Handout kopiert werden. Zum Abschluss werden sechs Kernaussagen formuliert und in Bezug auf die notwendigen pädagogischen, aber auch bildungs- und sozialpolitischen Konsequenzen, diskutiert.

Management Summary

Was Bindung ist und wie sie entsteht

Menschen sind von Natur aus soziale Wesen. Der Säugling kommt mit einem angeborenem Bedürfnis nach sozialen Kontakten und emotionalen Beziehungen zur Welt.

 **Briefing Paper 1 Seite 17**

Bindung ist die engste Beziehung zwischen zwei Menschen. Für das Baby entsteht sie zu den Personen, mit denen es am meisten Kontakt hat. Das sind meist die Mütter. Das Baby verfügt über ein angeborenes Bindungs- und Erkundungsverhalten, die Bindungsperson über ein Fürsorgeverhalten, dessen zentralstes Element die Feinfühligkeit ist. Feinfühligkeits Bezugspersonen sind für die kleinen Kinder zugänglich, bemerken ihre Signale, Bedürfnisse und Stimmungen und beantworten diese auch verlässlich und angemessen.

Bindungs- und Erkundungssystem sind komplementär, voneinander abhängig und selbstregulierend. Wird das Bindungssystem aktiviert, dann ruht das Erkundungssystem und umgekehrt. Deshalb kann sich ein Kind nur für seine Umwelt interessieren, wenn sein Bindungsverhaltenssystem befriedigt ist. Es gibt vier Bindungsmuster, die sich im ersten Lebensjahr auf der Basis der Grunderfahrungen mit den Bindungsperson(en) ausbilden: Sichere Bindungsbeziehungen, unsicher-vermeidende Bindungsbeziehungen, unsicher-ambivalente Bindungsbeziehungen sowie desorganisierte Bindungsbeziehungen. Die Bindungsmuster verändern sich über die Zeit hinweg, von vorwiegend dyadischen, meist auf Mutter-Kind bezogenen zu sozial erweiterten gruppenorientierten Bindungs- und Bindungsmustern.

Die Feinfühligkeit der Bezugsperson basiert auf einem gewissen Mass an Intuition, weshalb diese als ein wichtiger Aspekt der Beziehungs- und Bindungsgestaltung gilt.

Welche unterschiedlichen Bindungen das Kind haben kann

Kleine Kinder können auch zu anderen Bezugspersonen als der Mutter eine innige emotionale Beziehung entwickeln. Dazu gehören der Vater und ausserfamiliäre Bezugspersonen.

 **Briefing Paper 2 Seite 20**

Heute wissen wir, dass es keine Urform der Kinderbetreuung gibt, sondern sehr unterschiedliche, von der jeweiligen Kultur abhängigen Betreuungspraxen. Grundtenor der aktuellen For-

schung ist der, dass für die optimale Entwicklung eines kleinen Kindes im ersten Lebensjahr auch andere Betreuungspersonen als die Mutter möglich sind. Fremdbetreuung ist nicht per se schädlich. Das wichtigste Element ist jedoch eine sichere Bindung an die Mutter resp. den Vater sowie ihre Feinfühligkeit.

Väter gelten heute als wichtige Bindungspersonen, die den Müttern in nichts nachstehen. Allerdings weist die Forschung nach, dass sie sich in ihrer Feinfühligkeit voneinander unterscheiden. Während Mütter eher auf den nahen Körperkontakt sowie die innere Gefühlswelt des Kindes ausgerichtet sind, regen Väter vor allem die körperliche und psychische Entwicklung an. Deshalb spielt die väterliche Feinfühligkeit für das Erkundungsverhalten des Kindes eine wichtige Rolle, die mütterliche Feinfühligkeit für das Bindungsverhalten.

Heute wird das familiäre Bindungskonzept zunehmend auf familienergänzende Institutionen übertragen. Dabei muss jedoch beachtet werden, dass sich Eltern-Kind-Beziehungen von ErzieherInnen-Kind-Beziehungen unterscheiden. Eltern sind (in der Regel) die primären Bezugspersonen, und auch die Feinfühligkeiten können ganz unterschiedlich ausgeprägt sei

Damit eine Bindungsbeziehung an eine Erzieherin oder einen Erzieher zustande kommen kann, ist eine gute Eingewöhnung zentral. Gelingen ist eine Eingewöhnung dann, wenn sich ein Kind in der Gegenwart der Mutter oder des Vaters von der Erzieherin füttern, wickeln, schlafenlegen und trösten etc. lässt.

Weshalb eine sichere Bindung wichtig und die Grundlage für Bildung ist

Bindung ist Schicksal. Soziale Nähe (Bindung) und Interaktion (Erkundung, «Exploration») sind nicht nur angeborene Grundlagen des Menschen, sondern auch ein Erfordernis für seine Entwicklung. Kleine Kinder brauchen somit Betreuungsbedingungen, welche Bindungsqualitäten und Bindungsbeziehungen garantieren.

 **Briefing Paper 3 Seite 23**

Frühe Bildungsanstrengungen müssen in tragende Beziehungen eingebettet sein. Nur eine sichere Bindung gibt dem Kind das Gefühl, aktiv handelnd und selbstwirksam zu sein und zu werden. Daraus folgt, dass Kinder eine soziale Umgebung brauchen, welche herausfordernd

und befähigend ist. Jüngere Kinder sind davon stärker abhängig als ältere Kinder.

Frühe Bildung kommt somit nicht allein durch anregungsreiche Umgebungen zustande, sondern durch Menschen in Interaktion und durch emotionale Beziehungen. Das Bindungskonzept betont diese soziale Angewiesenheit des Kindes von seiner Umgebung. Entscheidend sind die soziale Vermittlung und die sichere Unterstützung der Erfahrungen durch die Bezugsperson.

Für den Schuleintritt ist zudem die Entwicklungsdynamik der kindlichen Beziehungserfahrungen zwischen innerfamiliären Bezugspersonen (Mutter, Vater) und familienergänzenden Bezugspersonen wichtig. Ein erfolgreicher Schuleintritt wird nicht allein durch die kognitiven Fähigkeiten, die sprachliche und mathematische Förderung vorbereitet, sondern ebenso durch die Bereitstellung emotionaler und motivationaler Grundlagen. Ihr Erwerb basiert auf Bindungsbeziehungen. Sie prägen Lernfreude und Anstrengungsbereitschaft, welche zu den grundlegenden Kompetenzen für eine erfolgreiche Schullaufbahn gehören.

Die Forschungsergebnisse zur Bedeutung der Einflüsse von Bindungsbeziehungen auf die soziale, kognitive und emotionale kindliche Entwicklung werden auch durch Ergebnisse der Neurowissenschaften bestätigt. Die Aussage, das «Gehirn sei ein Sozialorgan», meint, dass sich frühe emotionale Erfahrungen auf den Strukturaufbau des Gehirns und die weitere geistige Entwicklung auswirken. Es spielt somit eine Rolle, ob und wie das kleine Kind ermutigt wird, bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten zu entwickeln, auf bestimmte Dinge besonders zu achten oder bestimmte Gefühle zuzulassen.

Heute ist klar, dass Früherfahrungen wichtige Weichen stellen und zu besonderen Fähigkeiten führen können. Trotzdem darf nicht unberücksichtigt bleiben, dass die grosse Plastizität des menschlichen Gehirns auch in späteren Entwicklungsperioden erhalten bleibt. Lernen ist lebenslang möglich, aber Art und Inhalte verändern sich.

Wo der Schlüssel für gute frühkindliche Bildung liegt

Der Schlüssel frühkindlicher Bildung liegt in der ganzheitlichen und umfassenden Anregung aller Sinne des Kindes. Das Spiel ist dabei der «zentrale Modus des Lernens».

Briefing Paper 4 Seite 26

Für eine gute frühe Bildung sind drei Grundvoraussetzungen unabdingbar: (1) Die physischen

Grundbedürfnisse müssen gestillt und das Kind muss gesund sein. (2) Die soziale Interaktion muss stimmen, d.h. das Kind muss wissen, dass seine Bezugsperson verfügbar ist und auf seine Bedürfnisse reagiert. (3) Bezugspersonen müssen sich aktiv in die Lernprozesse einbringen und mit dem Kind interagieren, ihm jedoch nicht einfach Fakten vermitteln oder es belehren.

Die Art und Weise der Resonanz – wie der Erkundungsdrang unterstützt und Assistenz angeboten wird – liefert somit wichtige Impulse für die kindliche Entwicklung. Die Zone der nächsten Entwicklung nach Wygotsky bildet dabei das Herzstück. Gemeint ist damit, dass dem Kind Angebote zur Verfügung gestellt werden, die es zunächst nur mit Hilfe, zunehmend jedoch auch allein, bewältigen kann. Auf diese Weise kann es auch durch Imitieren lernen. Für Eltern und andere Bezugspersonen erfordert dies ein bestimmtes Ausmass an Intuition.

Der wesentlichste Schlüssel der frühkindlichen Bildung liegt im Spiel. Kinder, die gute Bindungen aufbauen können, sind im Spiel ausdauernder. Bernhard Hauser (2013, siehe Literaturhinweis) spricht deshalb vom Spiel als «wichtigstem Modus des Lernens».

Weshalb frühkindliche Bildung nicht nur Vorteile haben kann

Zwar sind Säuglinge und kleine Kinder ausserordentlich lernfähig, weshalb eine anregungsreiche Umwelt eine enorme Bedeutung hat. Der Hype um frühe Förderung ist jedoch übertrieben und oft sehr einseitig.

Briefing Paper 5 Seite 30

Heute wissen wir enorm viel über Kinder, Kindheit und Familie, und es steht auch ein riesiges Angebot an Ratgebern zur Verfügung. Teilweise werden sie zu Bestsellern. Zwar gibt es nichts gegen gute Ratgeber einzuwenden. Problematisch ist jedoch oft, dass sie den Eltern das Vertrauen in die eigene Fähigkeit rauben, die Kinder in einer richtigen Weise erziehen und fördern zu können.

Die Hauptproblematik der Frühfördereuphorie liegt in der weit verbreiteten Überzeugung, dass es nicht mehr zulässig sei, ein Kind vor Schuleintritt einfach nur spielen zu lassen. Immer mehr Vorschulkinder müssen auf Geheiss der Eltern ‚richtig‘ lernen, d.h. sich schulisch relevantes Wissen schon früh aneignen. Diese Treibhausförderung («Hothousing») lohnt sich jedoch kaum, denn es gibt keine einzige Untersuchung, welche langfristig positive Auswirkungen frühzeitigen schulischen Kompetenzerwerbs belegt.

Dieses «Superbaby-Phänomen» – jedermann will das gescheiteste und cleverste Kind haben – hat jedoch seine Ursache auch darin, dass sich Eltern immer mehr unter Druck und auch schuldig fühlen, weil sie den ganzen Tag vom Kind getrennt sind und es in Fremdbetreuung geben müssen. Deshalb reagieren viele mit Überstimulation. Damit verbunden ist die Problematik, dass Eltern oft kaum mehr auf ihr Bauchgefühl hören können und ihm sogar gar misstrauen, wenn sie vorher keine Fachperson konsultiert haben.

Diese Problematik des Zuviels gilt jedoch vor allem für gut situierte und bildungsbeflissene Eltern und ihre Kinder. Konträr dazu würden Kinder aus sozial schwachen Familien, die ihrem Kind kaum ähnliche Fördermassnahmen zuteil lassen können, eine deutlich gezieltere schulvorbereitende Unterstützung brauchen und zwar deshalb, damit die Starchancen etwas weniger ungleich würden.

Pädagogische Konsequenzen

Im letzten Briefing Paper werden die vorangehenden Ausführungen zu sechs Kernaussa-

gen verdichtet und in Bezug auf die notwendigen pädagogischen, aber auch bildungs- und sozialpolitischen Konsequenzen, diskutiert.

Briefing Paper 6 Seite 34

Kernaussage 1: Bindungen als innige und sichere Beziehungen zu Mutter und Vater.

Kernaussage 2: Überholte Ausschliesslichkeit der Mutter

Kernaussage 3: Bildung braucht Bindung und Beziehungsdidaktik

Kernaussage 4: Die Zone der nächsten Entwicklung als Orientierungsrahmen

Kernaussage 5: Bildungswucht Frühe Förderung: Was ihre Qualität ausmacht

Kernaussage 6: Intuition: eine wieder zu erlernende Erwachsenenkompetenz

Schlüsselbotschaften

Was Bindung ist und wie sie entsteht

- Das kleine Kind hat die engste Bindung an Personen, die ihm nahestehen. Meist ist es die Mutter. Das Bindungsverhalten ist angeboren.
- Das zentralste Merkmal der Bindungs- resp. Bezugsperson des Kindes ist ihr Fürsorgeverhalten, dessen zentralstes Element die Feinfühligkeit ist.
- Feinfühligkeit basiert auf einem gewissen Mass an Intuition, weshalb diese als ein wichtiger Aspekt der Beziehungs- und Bindungsgestaltung gilt.

Welche unterschiedlichen Bindungen das Kind haben kann

- Ein kleines Kind braucht für seine optimale Entwicklung im ersten Lebensjahr nicht ausschliesslich die Mutter.
- Das wichtigste Element für ein gesundes Aufwachsen ist eine sichere Bindung an wenige Personen. Diese müssen über ein hohes Mass an Feinfühligkeit verfügen.
- Väter können genauso wichtige Bindungspersonen wie Mütter sein.
- Erzieherinnen und Erzieher in familienergänzenden Institutionen können zu den betreuten Kindern ebenfalls Bindungsbeziehungen haben. Sie sind jedoch immer sekundärer Art.

Weshalb eine sichere Bindung wichtig und die Grundlage für Bildung ist

- Die wichtigste Aufgabe im Kleinkindalter ist nicht die frühkindliche Bildung, sondern der Aufbau stabiler Bindungsbeziehungen zu Eltern und allenfalls weiteren Personen.
- Frühe Bildung kommt nicht allein durch anregungsreiche Umgebungen zustande, sondern durch Menschen in Interaktion und durch emotionale Beziehungen.
- Frühe emotionale Erfahrungen wirken sich auf den Strukturaufbau des Gehirns und die weitere geistige Entwicklung aus. Deshalb gilt das «Gehirn als Sozialorgan».

Wo der Schlüssel für gute frühkindliche Bildung liegt

- Der Schlüssel frühkindlicher Bildung liegt in der ganzheitlichen und umfassenden Anregung aller Sinne des Kindes.
- Der wesentlichste Schlüssel der frühkindlichen Bildung liegt dabei im Spiel.
- Nahe Bezugspersonen sind für die kindliche Entwicklung zentral, weil sie die wichtigsten Impulse hierfür liefern.

Pädagogische Konsequenzen

- Bindungen als innige und sichere Beziehungen zu Mutter und Vater: Eltern sollten sich stärker bewusst werden, dass eine sichere Beziehung Verlässlichkeit erfordert.
- Überholte Ausschliesslichkeit der Mutter: Eine frühe ausserfamiliäre Betreuung ist nur dann problematisch, wenn die Bindung an Mutter und Vater nicht stimmt und sie zu wenig feinfühlig mit ihrem Kind umgehen.
- Bildung braucht Bindung und Beziehungsdidaktik: Das Kind betreibt Bildungsprozesse nie selbst, sondern immer mit Unterstützung einer kompetent agierenden Umwelt.
- Die Zone der nächsten Entwicklung als Orientierungsrahmen: Eltern und Erziehende sollten die Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes aktivieren, die Entwicklung jedoch nicht atemlos forcieren.
- Bildungswucht frühe Förderung: Was ihre Qualität ausmacht: Eltern und Erziehende sollten kleinen Kindern herausfordernde, anregungsreiche unterstützende Entwicklungsumgebungen zur Verfügung stellen, die nichts mit akademischen Frühförderkursen zu tun haben. Wichtiger ist Zeit zu haben, ermutigt und nicht mit Reizen überflutet zu werden.
- Intuition: eine wieder zu erlernende Erwachsenenkompetenz: Intuition spielt eine wichtige Rolle in der Bindungsgestaltung und im Fürsorgeverhalten der Eltern und der Erzieherinnen und Erzieher. Viele haben diese Kompetenz jedoch verlernt, sodass sie neu trainiert werden muss.

Bildung braucht Bindung

Ein Fundament für das Vorschulalter

Dossier 13/4

Prof. Dr. Margrit Stamm

Briefing Paper 1: Was Bindung ist und wie sie entsteht

Menschen sind von Natur aus soziale Wesen. Der Säugling kommt mit einem angeborenem Bedürfnis nach sozialen Kontakten und emotionalen Beziehungen zur Welt. Solche Grundbedürfnisse bilden auch das Fundament der 1989 beinahe weltweit ratifizierten UN-Kinderrechtskonvention.

Bindung und Erkundung – die beiden Seiten der Medaille

John Bowlby ist der Vater der Bindungstheorie. Diese besagt, dass jedem Menschen zwei Verhaltenssysteme in die Wiege gelegt worden sind: ein Bindungs- und ein Erkundungssystem (auch «Explorationssystem» genannt):

- Das Bindungssystem ist so eingerichtet, dass der Säugling aktiv Schutz, Wärme und Zuwendung bei einer ihm innig vertrauten Person sucht. Es ist somit nicht die Entscheidung einer erwachsenen Person, ob sich das Kind an sie bindet, sondern umgekehrt. Je kleiner es ist, desto eher können auch andere Personen, die ihm nahestehen, zu Bindungsfiguren werden.
- Bindungs- und Erkundungssystem sind komplementär, voneinander abhängig und selbstregulierend. Bei einem Mangel werden sie aktiviert, bei einer Sättigung beruhigt. Wird das Bindungssystem aktiviert, dann ruht das Erkundungssystem und umgekehrt. Deshalb kann sich ein Kind nur für seine Umwelt interessieren, wenn sein Bindungsverhaltenssystem befriedigt ist.

Vier Bindungsmuster

Unterscheiden sich kleine Kinder in ihrer Bindungs- und Erkundungsqualität? Dieser Frage sind Mary Ainsworth, eine Mitarbeiterin Bowlbys, und ihr Team nachgegangen. Ausgehend von ihrer Annahme, dass eine feinfühligere Bezugsperson für das Kind eine sichere Ausgangsbasis für die Erkundung der Umwelt und die Rückkehr zu ihr bei Angst oder Unwohlsein ist, entwickelten sie den sogenannten «Fremde Situation Test». Dabei handelt es sich um eine standardisierte Forschungssituation, die folgendermaßen gestaltet wird:

Es steht ein Raum bereit, der mit Spielsachen attraktiv ausgestaltet ist. In diesem Raum werden die Bindungsperson (meist die Mutter) und ihr ca. 12 Monate altes Kind gebracht. In mehreren Episoden wird

nun seine Reaktion auf die Trennung von seiner Bezugsperson in der fremden Umgebung und die anschließende Wiedervereinigung beobachtet. Dabei wird aus dem Verhalten des Kindes in der Testsituation auf seine Bindungsqualität geschlossen.

Das Forscherteam konnte auf diese Weise drei Bindungsmuster eruieren, die sich im ersten Lebensjahr auf der Basis der Grunderfahrungen mit den Bindungsperson(en) ausbilden. 1986 kam dann noch ein viertes, bis anhin als nicht klassifizierbares Verhalten, hinzu:

- **Sichere Bindungsbeziehungen (60%):** Dieses Bindungsmuster charakterisiert sich dadurch, dass die Bindungsperson für das Kind die sichere Basis darstellt. Zwischen seinem Bindungs- und Erkundungsverhalten besteht eine ausgewogene Balance. Bei Trennung reagiert ein sicher gebundenes Kind emotional mit Bindungsverhalten. Deshalb ist es in entsprechenden Situationen sichtlich gestresst. Es weint und schreit vor Kummer, freut sich jedoch über die Wiedervereinigung mit der Mutter und findet nach einer Beruhigungsphase zum Spiel zurück.
- **Unsicher-vermeidende Bindungsbeziehungen (25%):** Auch in diesem Bindungsmuster gilt die Bindungsperson als wichtige Betreuungsperson, aber sie ist nicht sicherheitsgebend. Unsicher gebundene Kinder zeigen ein ausgeprägtes Erkundungsverhalten und verhalten sich bei einer Trennung von der Bindungsperson unauffällig und eher angepasst mit minimalen Stressreaktionen. Obwohl sie eigentlich den gleichen Stress erleben, zeigen sie dies nur nicht. Oft werden solche Kinder nach einiger Zeit der Eingewöhnung krank, weil sie durch unterdrückten Stress beeinträchtigt sind.
- **Unsicher-ambivalente Bindungsbeziehungen (ca. 10%):** Solche Kinder reagieren zunächst ähnlich wie sicher gebundene Kinder: Sie zeigen ein starkes Bindungsverhalten, schreien und schlagen um sich etc. Im Unterschied zu sicher gebundenen Kindern lassen sie in ihrer Not jedoch weder Trost noch Nähe der Bindungsperson zu. Weil ihnen die Nähe zu ihr kaum Sicherheit bringt, bleibt ihr Erkundungsverhalten gehemmt.
- **Desorganisierte Bindungsbeziehungen (ca. 5%):** Kinder mit diesem Bindungsmuster zeigen deutliche Merkmale von Desorganisa-

tion. Solche Merkmale gelten als entwicklungspsychologisch, weil die Bindungsperson eine angsterzeugende Rolle spielt. Das Kind zeigt bizarre Verhaltensweisen (Erstarren, Stereotypen wie Hin- und Herschaukeln, zielloses Umherwandern).

Entwicklungspsychologische Veränderungen in den Bindungsbeziehungen

Es gibt einen altersabhängigen Wandel in den Bindungsbeziehungen zwischen 0 und 6 Jahren. Unterschieden werden müssen eine Frühphase (0 bis 18 Monate), eine Spätphase (19 Monate bis 36 Monate) und eine Vorschulphase (3 bis 6 Jahre). In dieser Zeit verändern sich die Beziehungen von einer dyadischen Beziehung zu sozial erweiterten gruppenorientierten Beziehungen:

- **0 bis 18 Monate:** In dieser Zeit zeigt das Baby eine zunächst differenzierende, dann scharf definierte Aufmerksamkeit auf die Mutter und schliesslich eine Bereitschaft, über Grussreaktionen auch eine Bindung an andere Personen aufzubauen.
- **19 bis 36 Monate:** Mit zunehmender Mobilität beginnt das Kind, sein Verhalten auch unabhängig von der primären Bezugsperson zu organisieren. Deshalb steht der Aufbau weiterer, so genannt «sekundärer Bindungsbeziehungen» an. Alle Beziehungspersonen müssen ihr Betreuungsverhalten nun den neuen Entwicklungsbedürfnissen anpassen, wenn sie die Entwicklung des Kindes begleiten und die Beziehungsqualität aufrechterhalten wollen. Ein günstiger Betreuungsschlüssel (in Bezug auf die Anzahl betreuter Kinder, die Stabilität der Betreuungsperson und die Kontinuität der Betreuung) ist deshalb zentral.
- **3 Jahre bis 6 Jahre:** In der Vorschulzeit bilden sich sekundäre Bindungsbeziehungen auch ausserhalb des familiären Beziehungsnetzes aus. Bestehende Bindungsbeziehungen wandeln sich aufgrund von Entwicklungsveränderungen. Gerade in familienergänzenden Einrichtungen können bestehende Bindungsbeziehungen gestärkt werden. Diese bilden dann eine gute Voraussetzung der Schulvorbereitung. Stabile Gruppenstrukturen (Kinder bilden über längere Zeit mit einer Betreuerin eine Gruppe, Rituale etc. werden aufgebaut) sind deshalb besonders wichtig.

Feinfühligkeit als Merkmal des intuitiven Fürsorgeverhaltens

Das Pendant zum kindlichen Verhaltenssystem ist die intuitive Fürsorgebereitschaft naher Bezugspersonen. Eltern sind dabei die wichtigsten und ersten Kontaktpersonen. Wie sie mit ihrem Kind umgehen, bestimmt schon ab dem ersten Lebensjahr die Qualität der kindlichen Bindungserfahrungen. Eine innige, emotionale Bindungserfahrung entsteht, wenn das Kind mit Personen, die ihm nahestehen, gute Erfahrungen macht, d.h., seine Bedürfnisse befriedigt werden, es mit ihnen zusammen sein kann und sie sich ihm zuwenden.

Mary Ainsworth hat die Feinfühligkeit als wichtigstes Merkmal sowie als Voraussetzung und Kern der Mutter-Kind-Beziehung bezeichnet. Feinfühligkeit meint, dass die Mutter resp. Bindungsperson

- die kindlichen Signale wahrnimmt, ihnen gegenüber aufmerksam und offen ist,
- die Signale des Kindes richtig deutet,
- sie prompt und angemessen beantwortet.

Derartige Feinfühligkeit umfasst ein vielgestaltiges Repertoire spezifischer Verhaltensanpassungen und Abstimmungen (z.B. Zeitmass, Intensität, Rhythmus) sowie eine spezifische Sensibilität für Rückkoppelungssignale (z.B. Mimik, Stimme, Körpersprache etc.). Feinfühligkeit gilt als basal angeborne elterliche Kompetenz. Papousek und Papousek (1987) sprechen deshalb von «intuitive Parenting», Tschöpe-Scheffler (2003) von «intuitiver Elternvernunft». Deshalb fungieren das kindliche Bindungs-/Erkundungssystem und das elterliche Fürsorgesystem als sich selbst aufrechterhaltendes System. Da sich diese intuitiven Prozesse erst in Interaktion mit dem Kind ausbilden, sind sie störanfällig. Bis heute ist ungeklärt, ob ‚intuitive Elternvernunft‘ ausreicht, eine ‚hinreichend gute Mutter‘ oder ein ‚hinreichend guter Vater‘ zu sein, oder ob sie hierzu noch spezifischer Erfahrungen bedürfen.

Temperament, Bindung und Fürsorge

Nach einer langen Zeit der Vergessenheit nimmt das Temperament des kleinen Kindes als Personalmerkmal wieder eine bedeutsame Rolle in der pädagogischen Fachdiskussion ein. Temperament ist der Ausdruck für individuelle Besonderheiten in emotionalen und affektiven Bereichen des Verhaltens. Sie sind schon früh in der Entwicklung zu beobachten und relativ zeitstabil.

Allgemein geht man heute davon aus, dass das Verhalten der Eltern (und das der familienergänzenden Betreuung) mit den kindlichen Eigen-

schaften interagiert. Das Temperament spielt dabei eine wichtige Rolle. Von besonderem Interesse sind die Wechselwirkungen zwischen den Temperamenteigenschaften des Kindes und denjenigen seiner sozialen Umgebung (z.B. elterliche Erziehungsstile und -praktiken, Qualität der Krippen- oder Tageselternbetreuung etc.). Das Konzept der Passung macht dabei deutlich, dass auch die Persönlichkeit und das Temperament des Kindes die Sensitivität der Betreuungspersonen und damit letztendlich die Bindungsqualität beeinflussen. So kann beispielsweise ein schwieriger Säugling zu erlernter Hilflosigkeit der Bezugsperson und im Zusammenhang mit anderen Entwicklungsaufgaben zu belastenden Regulationsstörungen führen (z.B. Schlafstörungen der Mutter).

Solche Wechselwirkungen geben ein Bild der Ursachen für die Unterschiede in der Sicherheit des Bindungsverhaltens ab. Temperament gilt deshalb als integraler Bestandteil moderner Ansätze der Bindungsforschung.

Bilanz

Bindung ist die engste Beziehung zwischen zwei Menschen. Für das Baby entstehen die primären Bindungen mit den Personen, mit denen es am meisten Kontakt hat. Das sind meist die Mütter. Das biologisch angelegte Bindungs- und Explorationsverhalten bildet zusammen mit dem Fürsorgeverhalten der Bezugspersonen die Plattform, von der aus die Bindungsqualität entfaltet wird. Feinfühligkeit gilt als zentrales Konzept einer sicheren Bindung. Feinfühligkeits-Bezugspersonen sind deshalb für die kleinen Kinder zugänglich, bemerken ihre Signale, Bedürfnisse und Stimmungen und beantworten diese auch verlässlich und angemessen.

Feinfühligkeit basiert auf einem gewissen Maß an Intuition, weshalb diese als ein wichtiger Aspekt der Beziehungsgestaltung gilt. Intuition spielt deshalb eine wichtige Rolle in der Bindungsgestaltung und im Fürsorgeverhalten der Eltern. Obwohl heute vor allem die Unsicherheiten der Eltern dominieren, sind intuitive und feinfühligkeitsbereitschaften bei allen Menschen vorhanden, auch ohne Ausbildung. Wird Intuition jedoch nicht gepflegt, bildet sie sich zurück und es fällt den Eltern und sekundären Bezugspersonen immer schwerer, sich intuitiv feinfühlig und kompetent aufs Kind einlassen zu können. Allerdings können es auch Signale seitens des Kindes sein, welche die elterliche Intuition hemmen können.

Feinfühligkeit basiert auf einem gewissen Maß an Intuition, weshalb diese als ein wichtiger Aspekt der Beziehungsgestaltung gilt. Intuition spielt deshalb eine wichtige Rolle in der Bindungsgestaltung und im Fürsorgeverhalten der Eltern. Obwohl heute vor allem die Unsicherheiten der Eltern dominieren, sind intuitive und feinfühligkeitsbereitschaften bei allen Menschen vorhanden, auch ohne Ausbildung. Wird Intuition jedoch nicht gepflegt, bildet sie sich zurück und es fällt den Eltern und sekundären Bezugspersonen immer schwerer, sich intuitiv feinfühlig und kompetent aufs Kind einlassen zu können. Allerdings können es auch Signale seitens des Kindes sein, welche die elterliche Intuition hemmen können.

Weiterführende Literatur

Papoušek, M. (2001). Intuitive elterliche Kompetenzen. Eine Ressource in der präventiven Eltern-Säuglings-Beratung und -Psychotherapie. *Frühe Kindheit*, 4, 4-10.

Tschöpe-Scheffler, S. (2003). *Fünf Säulen der Erziehung, Wege zu einem entwicklungsfördernden Miteinander von Erwachsenen und Kindern*. Mainz: Grünewald.

Briefing Paper 2: Welche unterschiedlichen Bindungen das Kind haben kann

Die tief verwurzelte Annahme, dass das kleine Kind nur eine innige emotionale Beziehung zu einer Person entwickeln kann und dass dies in den meisten Fällen die Mutter ist, hat dazu geführt, dass die Frage nach anderen Bindungspersonen, insbesondere nach der des Vaters und ausserfamiliärer Bezugspersonen über Jahrzehnte hinweg vernachlässigt worden ist.

Anthropologische Grundlagenforschungen zeigen, dass es keine Urform der Kinderbetreuung gibt, sondern je nach Kultur sehr unterschiedliche Betreuungspraxen und folgedessen unterschiedliche Definitionen von Bindungen gelten. Das, was in einer Kultur als wichtig erachtet wird, kann in einer anderen Kultur als falsch gelten. Familienergänzende Betreuungsarrangements gehören zu den geschichtlich ältesten Sozialisationsbedingungen von Kindern. Neu ist nur, dass diese heute zu einem grossen Teil über Bezahlung erfolgen.

Aus der Bindungsforschung stehen heute neue und vielfach bestätigte Erkenntnisse zur Verfügung, welche die Exklusivität der Mutterrolle relativieren: Ein Kind muss für eine optimale Entwicklung das erste Lebensjahr nicht vollkommen in der Obhut seiner Mutter verbringen. Fremdbetreuung ist nicht per se schädlich. Wesentlicher ist eine sichere Bindung an eine Bezugsperson. Eine frühe ausserfamiliäre Betreuung ist somit nur dann problematisch, wenn die Bindung an die Mutter oder den Vater nicht stimmt und ihre Feinfühligkeit nicht gut ausgebildet ist.

Somit kann als empirisch gesichert gelten, dass Bindungen auch zu anderen Personen als der Mutter möglich und erwünscht sind und ein Kind an mehr als eine Person gebunden sein kann. Nachfolgend werden deshalb die Vater-Kind-Bindung sowie die Bindung an ausserfamiliäre Bezugspersonen unter die Lupe genommen und in diesem Zusammenhang die wichtige Frage der Eingewöhnung in eine familienergänzende Institution erörtert.

Vater-Kind-Bindungen

Nachdem in den letzten zwanzig Jahren das neue Leitbild emotionaler Beziehungen innerhalb der Familie alltäglich wurde, ist auch das Interesse an der direkten Vater-Kind-Beziehung stark gewachsen. Vor allem Karin Grossmann (2011) ist es, welche sie eingehend untersucht hat. Allerdings hat sie hierzu nicht den «Fremde Situation Test» verwendet, sondern das kindliche Spiel-

verhalten. Grossmann kommt dabei zum Schluss, dass auch Väter als wichtige Bindungspersonen zur Verfügung stehen können und sie den Müttern in nichts nachstehen. Allerdings ortet sie deutliche Unterschiede im Interaktionsstil zwischen Müttern und Vätern.

So ist die väterliche Feinfühligkeit durch eine bestimmte Spezifik gekennzeichnet, die Grossmann als «Spielefeinfühligkeit» bezeichnet. Vater und Mutter haben zwar ein ähnlich intuitives Handlungswissen. Aber Väter gehen ab Geburt mit ihrem Kind anders um. Während Mütter einen engeren Körperkontakt haben, emotional beschützend sind und eher die innere Gefühlswelt des Kindes regulieren, zeigen Väter durchschnittlich weit stärkere Neigungen, ihr Kind im physischen Tun stark anzuregen und seine Fähigkeiten wie auch sein Selbstvertrauen stark herauszufordern. Während mütterliche Feinfühligkeit somit für die emotionale Zuwendung und das Mitgefühl sehr wichtig ist, gilt Gleiches für Väter in Bezug auf die körperliche und psychische Entwicklung inkl. das Selbstvertrauen. Dementsprechend spielt die väterliche Feinfühligkeit für das Erkundungsverhalten des Kindes eine wichtige Rolle, vergleichbar mit der Mutter in Bezug auf das Bindungsverhalten.

Solche geschlechtsabhängigen Unterschiede sind erstaunlich. Ahnert (2010) beispielsweise vermutet, dass ihre Wurzeln im Interaktionsstil wohl evolutionär geformt wurden und in der geschlechtsabhängig unterschiedlichen Verbreitung auf spätere Fürsorgrollen zu finden sind.

Erzieherinnen-Kind-Bindungen

Im Zuge neuer Familienformen und des Bedarfs weiblicher Arbeitskräfte ist in den letzten zwanzig Jahren das Interesse an den Auswirkungen von Fremdbetreuung stark gestiegen. In der Folge wurde die zeitliche Abwesenheit der Mütter in vielen Forschungsarbeiten relativiert und nur mehr als einer von vielen Faktoren betrachtet, der die kindliche Entwicklung beeinflusst. Bedeutsamer wurden nun Fragen nach der Qualität der Fremdbetreuung selbst und der Qualitätsmerkmale von Betreuungspersonen. Viele Studienergebnisse liessen die enorme Bedeutsamkeit solcher Faktoren erkennen, zumal sich vielfach zeigte, dass gerade herkunftsbedingte und häusliche Entwicklungsprobleme partiell kompensiert werden können, wenn die qualitativen Anforderungen stimmen. Qualitativ hochstehende Fremdbetreuung beinhaltet somit ge-

nerelle Chancen für Kinder aus sozial benachteiligten Familien.

Wenn heute fast 70% der Vorschulkinder familienergänzend betreut werden, dann genügt es logischerweise nicht mehr, sich nur mit der Bindungssicherheit des Kindes zu seiner Mutter zufriedenzugeben. Auch die Beziehungserfahrungen zu den familienergänzenden Betreuungspersonen sind einzubeziehen. Heute wird allgemein anerkannt, dass kleine Kinder auch zu sekundären Betreuungspersonen bindungsähnliche Beziehungseigenschaften aufbauen können. Zusätzliche Bindungserfahrungen können eine grosse Ressource für Kinder darstellen, die privat keine sicheren Bindungen aufbauen können. Ist Stabilität bei pädagogischen Fachkräften vorhanden, dann können sie eine sicherheitsgebende Funktion erfüllen und zu Bindungspersonen werden.

Somit muss das familiäre Bindungskonzept auch auf die öffentliche Kinderbetreuung übertragen werden. Allerdings darf dies nicht unreflektiert geschehen. Dort, wo dies dennoch so geschieht, wird einer überkommenen Mütterlichkeitspädagogik Vorschub geleistet. Vielmehr geht es darum zu erkennen, dass die Eltern immer die primären Bezugspersonen sind und das pädagogische Fachpersonal keine Ersatzfiguren für Mutter und Vater sind, auch wenn sie vom Kind als sekundäre Bezugspersonen anerkannt werden. Ein Kind kann zwischen verschiedenen Bezugspersonen differenzieren. Jede Beziehung wird für sich aufgebaut und kann von je unterschiedlicher Qualität sein. Folgende Gemeinsamkeiten und Unterschiede sind dabei zu beachten:

- **Hierarchie der Bindungsbeziehungen:** Eltern sind (in der Regel) die primären Bezugspersonen. Ein Kind bevorzugt immer eine Bindungsperson vor einer anderen. Eine Erzieherin ist kein Ersatz für Mutter und Vater.
- **Nachgeordnete Bindungsperson:** Die Erzieherin-Kind-Beziehung entsteht zwar relativ unabhängig von den familialen Erfahrungen, die Erzieherin wird jedoch zu einer nachgeordneten, d.h. sekundären Bindungsperson. Deshalb ist eine behutsame Eingewöhnungszeit wichtig.
- **Unterschiedliche Feinfühligkeiten:** Feinfühligkeit ist bei Erwachsenen immer unterschiedlich ausgeprägt. Eine Erzieherin kann sowohl feinfühlicher als auch weniger feinfühlig sein als manche Mutter oder mancher Vater und einem Kind trotzdem sichere Bindungserfahrungen ermöglichen.
- **Unterschiedliche Zentrierung:** Während eine sichere Erzieherin-Kind-Beziehung dann

entsteht, wenn ein empathisches Gruppenverhalten aufgebaut werden kann, ist dies für die Eltern-Kind-Beziehung der Fall, wenn das Verhältnis kindzentriert und sensitiv ist.

Was muss eine Bezugsperson verkörpern und wie erkennt man, ob sie eine ist?

Eine Bezugsperson muss das körperliche Wohlbefinden des Kindes befriedigen können und ihm Sicherheit geben. Zudem sollte sie spontan in der Lage sein, sein psychisches Wohlbefinden durch Geborgenheit, Zuwendung und Stressreduktion befriedigen zu können. Schliesslich muss sie die kindliche Entwicklung durch die Unterstützung des Erkundungsverhaltens ganzheitlich anregen können. Dass eine Person vom Kind als Bezugsperson betrachtet wird, zeigt sich wie folgt:

- Das Kind lässt sich besser von ihr beruhigen als von anderen Personen.
- Das Kind wendet sich ihr eher zu, wenn es Trost und Unterstützung braucht.
- Das Kind ist weniger ängstlich, wenn diese Person präsent und verfügbar ist.

Eingewöhnung

Gute, d.h. empirisch validierte Eingewöhnungskonzepte basieren auf der Einsicht, dass die verschiedenen Bindungsbeziehungen eines Kindes aufeinander bezogen werden müssen, die Eltern resp. Erziehungsverantwortlichen jedoch die wichtigsten Bindungspersonen darstellen. Diese Beziehung bildet das Fundament für weitere Beziehungen zu sekundären Bezugspersonen. Ziel der Eingewöhnung ist es, dass das Kind, ausgehend von der Beziehung zur Primärperson der Mutter resp. des Vaters, die fremde Umgebung zunächst auskundschaftet und Vertrauen zur neuen Bezugsperson fasst. Voraussetzung hierfür ist, dass sich die Bezugserzieherin ganz dem neuen Kind widmen und versuchen kann, mit ihm eine Beziehung aufzubauen.

Grundlage einer solchen Beziehung ist ein stabiles, feinfühlig gestaltetes und intensives Pflege- und Förderverhalten. Als stabil bezeichnet werden kann diese neue Beziehung in der Eingewöhnungsphase dann, wenn sich das Kind in der Gegenwart der Hauptbindungsperson von der Erzieherin füttern, wickeln, schlafenlegen, trösten etc. lässt. Gerade auch aus Gründen des fürsorglichen Bindungsaufbaus ist der Betreuungsschlüssel so zentral, der – gemäss internationalen Massstäben – 2 bis 3 Kleinkinder pro pädagogische Fachperson nicht überschreiten soll.

Eine gute Eingewöhnung ist Voraussetzung, dass ein Kind weitere Bindungsbeziehungen aufbauen kann. Sie gilt als entscheidend für eine gute familienergänzende Betreuung. Heute gilt Eingewöhnung als Qualitätsstandard.

Bilanz

Es kann als unbestritten gelten, dass sich Kleinkinder durch zeitlich beschränkte familienergänzende Betreuungsverhältnisse nicht per se nachteiliger entwickeln, als wenn sie allein von der Mutter betreut werden. Ein kleines Kind kann auch innige Beziehungen zu anderen Bezugspersonen aufbauen, beispielsweise zu ausserfamiliären Betreuungspersonen oder zum Vater. Deshalb gilt es, das familiäre Bindungskonzept in den familienergänzenden Einrichtungen weiterzudenken, denn: Eltern-Kind-Beziehungen unterscheiden sich immer von Erzieherinnen-Kind-Bindungen.

Dass der Vater als besonders spielfeinfühlig gilt und er oft andere und auch aufregendere Dinge mit dem Kind macht als die Mutter, belegen die Studien von Grossmann (2011). Allerdings sollten solche Ergebnisse in einem historischen Kontext relativiert werden. Denn diese Studien basieren vor allem auf den klassischen geschlechtsspezifischen Rollen, wonach die Mutter für die Betreuung und die emotionale Grundversorgung des Kindes verantwortlich ist, während sich der Vater eher auf die spielerische Interaktion be-

schränkt. Damit berücksichtigen sie den gesellschaftlichen Rollenwandel nur am Rande und bergen insofern die Gefahr, die anthropologischen Festlegungen zu fixieren. Spielfeinfühligkeit und Erkundungsunterstützung sollten somit im geschlechtsspezifischen Vergleich untersucht werden. Anzunehmen ist nämlich, dass es grosse Unterschiede gibt zwischen Vätern und zwischen Müttern – je nach gelebtem Familienmodell.

Positiv an der aktuellen Entwicklung insgesamt ist jedoch, dass die Bedeutung der frühen Vater-Kind-Beziehung in unserer Gesellschaft angekommen zu sein scheint.

Weiterführende Literatur

Ahnert, L. (2010). *Wieviel Mutter braucht das Kind?* Heidelberg: Spectrum.

Grossmann, K. (2011). Der lebenslange Einfluss des Vaters auf die Organisation von Gefühlen und sozialem Verhalten. In U. Borst & A. Lanfranchi (Hrsg.), *Liebe und Gewalt in nahen Beziehungen* (S. 52-67). Heidelberg: Auer.

Kindler, H. & Grossmann, K. (2008). Vater-Kind-Bindung und die Rolle der Väter in den ersten Lebensjahren ihrer Kinder (S. 240-255). In L. Ahnert (Hrsg.), *Frühe Bindung. Entstehung und Entwicklung*. 2. aktualisierte Auflage. München/Basel: Reinhardt.

Briefing Paper 3: Weshalb eine sichere Bindung wichtig und die Grundlage für Bildung ist

Bindung ist Schicksal. Soziale Nähe (Bindung) und Interaktion (Erkundung, «Exploration») sind nicht nur angeborene Grundlagen des Menschen, sondern auch ein Erfordernis für seine Entwicklung. Kleine Kinder brauchen somit Betreuungsbedingungen, welche Bindungsqualitäten und Bindungsbeziehungen garantieren. Dies gilt sowohl für zu Hause als auch für die ausserfamiliäre Tagesbetreuung. Bindung ist aber auch Grundlage für Bildung. Bildung kommt nicht allein durch frühe Förderung oder ausserfamiliär organisierte Kurse zustande, sondern in erster Linie dann, wenn emotionale, sicherheitsgebende Beziehungen zu nahestehenden Personen vorhanden sind. Wenn somit Bindung eine so wichtige Grundlage für Bildung, also für alle Fördermassnahmen, darstellt, dann stehen insbesondere auch familienergänzenden Institutionen vor einer besonderen Herausforderung: Nicht nur ihrer formalen Betreuungspflicht nachzukommen, sondern auch den Aufbau sicherer Beziehungen zu den ihnen anvertrauten Kindern garantieren zu können.

Pädagogische Bedeutung der Neurowissenschaften für Bindung und Bildung

Die Forschungsergebnisse zur Bedeutung der Einflüsse von Bindungsbeziehungen auf die soziale, kognitive und emotionale kindliche Entwicklung werden auch durch Ergebnisse der Neurowissenschaften bestätigt. Sie lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Bald nach der Geburt entstehen in der kindlichen Grosshirnrinde viele Nervenzellen (Neuronen), die dem Kleinkind die nötige Empfänglichkeit für die vielen Anregungen der Umwelt ermöglichen. Immer dann, wenn Kinder etwas Neues erleben und lernen, werden die dabei in ihrem Gehirn aktivierten Verschaltungsmuster der Nervenzellen (Neuronen) und Synapsen (Kontaktstellen zwischen den Neuronen) gebahnt und gefestigt. Mit ca. sechs Jahren ist die Grundstruktur des Neuronennetzes entstanden, wobei häufig genutzte Nervenbahnen sich verstärken, andere, die weniger genutzt werden, sich jedoch zurückbinden. Das Neuronennetz ist der Spiegel dessen, welchen Anforderungen ein Kind in den ersten Lebensjahren ausgesetzt war. Die Plastizität des Gehirns bleibt über die ganze Lebensspanne bestehen, ist im Kindesalter aber ausgeprägt vorhanden.

Weshalb kann man von einem «Gehirn als Sozialorgan» (Hüther, 2004, S. 489) sprechen? In erster Linie, weil sich frühe emotionale Erfahrungen auf den Strukturaufbau des Gehirns und die weitere geistige Entwicklung auswirken. Man spricht dabei auch von («Neuroplastizität»). Wie und ob beispielsweise das kleine Kind ermutigt wird, bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten zu entwickeln, auf bestimmte Dinge besonders zu achten, bestimmte Gefühle zuzulassen – dies prägt sein Gehirn und damit seine Persönlichkeit. Gleiches gilt jedoch auch im negativen Sinn: Wird es gezwungen oder angehalten, bestimmte Fertigkeiten zu lernen, die ihm (noch) nicht entsprechen oder bestimmte Gefühle nicht zuzulassen, dann wirken sich solche verunsichernden und Druck erzeugenden Erfahrungen ebenfalls auf der hirnhysiologischen Ebene aus.

In solchen Erkenntnissen liegt auch der Grund, weshalb die Neurowissenschaften den Slogan «Förderung durch Forderung» unterstreichen. Werden Synapsen nicht angeregt – weil z.B. mit dem Kind nicht angemessen kommuniziert wurde, nicht genügend Körperkontakte stattgefunden haben oder Emotionen nicht erwidert worden sind – dann gehen sie verloren. Heute ist klar, dass Früherfahrungen wichtige Weichen stellen und zu besonderen Fähigkeiten führen können. Einige Entwicklungsbereiche, wie z.B. das regelmässige Hören einer Sprache, die phonologische Bewusstheit (die Fähigkeit, Laute zu erkennen etc.) oder der frühe Zahlbegriff, gehören dazu. Andererseits ist klar, dass die grosse Plastizität des menschlichen Gehirns auch in späteren Entwicklungsperioden erhalten bleibt. «Was Hänschen nicht lernt – lernt Hans nimmermehr» stimmt somit in dieser Ausschliesslichkeit nicht. Hans kann noch lange lernen, auch wenn er ein älterer Mann ist, aber die Art und Weise, wie er lernt und was er noch lernen kann, verändert sich enorm.

Die Stossrichtung, wonach sich in der frühen Kindheit entscheidende Entwicklungen ereignen, ist richtig. Aber die Forderung nach früher kognitiver Stimulation kann auch ihre Schattenseiten haben.

Weshalb eine sichere Bindung so wichtig ist

Die Reaktion eines Kindes hängt vom Ausmass seines Urvertrauens zur Mutter resp. zu seinen Bezugspersonen ab. Dazu gehört auch die Fein-

fähigkeit ihres Umgangs mit ihm. Diese Aspekte kennzeichnen das, was als sicheres Bindungsmuster gilt. Wenn ein Kind spürt, dass es sich auf jemanden verlassen kann, dann kann es auch Vertrauen in sich und andere Menschen entwickeln und sich selbst als liebenswert und liebesfähig erfahren. Letztlich erklärt ein solches Bindungsmuster auch, weshalb manche Kinder unverwundbarer sind («invulnerabler») als andere und unter schlechten Bedingungen resiliente Verhaltensmuster entwickeln können.

Eine sichere Bindung ist aus zwei Hauptgründen wichtig:

- Erstens, weil eine feinfühligere Zuwendung eine nachhaltige Wirkung auf den weiteren Lebensverlauf hat. Wenn sich frühe Bindungserfahrungen auch auf der hirnebene auswirken, dann spielen Emotionen – in erster Linie der feinfühligere Umgang der Bezugspersonen mit dem Kind – folgedessen eine wichtige Rolle. Bindung und Erkundung (Exploration) sind deshalb die wichtigste Grundlage von Bildung und Erziehung.
- Zweitens, weil empirische Studien nachweisen, dass sichere Bindungsbeziehungen eine gute Grundlage für einen erfolgreichen Schuleintritt und den späteren Schulerfolg darstellen.

Auswirkungen von sicheren Bindungen

Somit hat eine sichere Bindung langfristig positive Auswirkungen. Was das Kind in seinem ersten Lebensjahr erlebt, ist prägend sowohl für seine Beziehungserwartungen, die es später mitträgt als auch für den Aufbau seiner Kapazitäten. Zusammen bilden sie zwei wichtige Einflussgrößen seiner späteren Schullaufbahn. Darauf verweisen Studien von Grossmann und Grossmann (2004) sowie Ahnert und Harwardt (2008):

- **Weniger Aggressivität im Kindergarten:** Grossmann und Grossmann (2004) haben in einer mehr als zwanzig Jahre dauernden Längsschnittstudie die Auswirkungen von frühen Bindungserfahrungen untersucht. Dabei konnten sie feststellen, dass sicher gebundene Kindergartenkinder weniger aggressiv als andere sind, insgesamt sozial kompetenter, in Konfliktsituationen gewandter wie auch in Spielsituationen konzentrierter. Auch für das Schulalter fielen die Ergebnisse ähnlich aus. So sind sicher gebundene Kinder eher in der Lage, ihre Impulse zu kontrollieren, die Bedürfnisse den Situationserfordernissen anzupassen und mit Niederlagen umzugehen.

- **Mehr Beharrlichkeit, Lernfreude und Anstrengungsbereitschaft:** Die Studie von Ahnert und Harwardt (2008) zeigt auf, dass nicht nur familiäre Bindungsbeziehungen, sondern auch solche zu Erzieherinnen in Tagesbetreuungseinrichtungen, eine wichtige Rolle im Hinblick auf den Schulerfolg spielen. Dabei erwiesen sich mütterlicherseits vor allem sicherheitsgebende Aspekte als zentral, seitens des pädagogischen Fachpersonals waren es Aspekte des Erkundungsverhaltens und der Assistenz. Kinder, welche gute Beziehungen zu Erzieherinnen aufbauen konnten, verfügten eher über Strategien, wie man sich selbst Wissen aneignen kann oder dass man sich anstrengen muss, wenn der Wissenserwerb schwer wird.

Was lässt sich aus diesen Ergebnissen folgern? Dass sich erstens in günstigen Bindungsstrukturen motivationale Grundlagen von kindlichen Lern- und Bildungsprozessen ausbilden. Zweitens, dass inner- und ausserfamiliär im Vorschulalter auf Schulfähigkeit hin gearbeitet werden kann.

Bilanz

Zunächst einmal hat das Briefing Paper deutlich gemacht, dass frühe Bildungsanstrengungen in tragende Beziehungen eingebettet sein müssen. Nur eine sichere Bindung gibt dem Kind das Gefühl, aktiv handelnd und selbstwirksam zu sein und zu werden. Daraus folgt, dass Kinder eine soziale Umgebung brauchen, welche herausfordernd und befähigend ist. Jüngere Kinder sind davon stärker abhängig als ältere Kinder.

Für den Schuleintritt ist zudem die Entwicklungsdynamik der kindlichen Beziehungserfahrungen zwischen innerfamiliären Bezugspersonen (Mutter, Vater) und familienergänzenden Bezugspersonen wichtig. Ein erfolgreicher Schuleintritt wird nicht allein durch die kognitiven Fähigkeiten, die sprachliche und mathematische Förderung vorbereitet, sondern ebenso in den emotionalen und motivationalen Grundlagen. Diese basieren auf Bindungsbeziehungen, die für den kindlichen Wissenserwerb und die Bildungsentwicklung wichtig sind. Sie prägen Lernfreude und Anstrengungsbereitschaft, welche zu den grundlegenden Kompetenzen für eine erfolgreiche Schullaufbahn gehören.

Weiterführende Literatur

Ahnert, L. (2007). Von der Mutter-Kind-Bindung zur Erzieherin-Kind-Beziehung? In F. Becker-Stoll, B. Becker-Gebhard & M. R. Textor (Hrsg.), Die Erzieherin-Kind-Beziehung – Zentrum von Bildung und Erziehung (S. 31–41). Weinheim: Beltz PVU.

Ahnert, L. & Harwardt, E. (2008). Die Beziehungserfahrungen der Vorschulzeit und ihre Bedeutung für den Schuleintritt. *Empirische Pädagogik*, 22, 2, 145-159.

Grossmann, K. & Grossmann, K. E. (2005). Bindungen – Das Gefüge psychischer Sicherheit. Stuttgart: Klett-Cotta. Teil IV und Teil V.

Hüther, G. (2004). Die Bedeutung sozialer Erfahrungen für die Strukturierung des menschlichen Gehirns. *Zeitschrift für Pädagogik*, 50, 4, 487-495.

Briefing Paper 4: Wo der Schlüssel für gute frühkindliche Bildung liegt

Kein Thema hat Medien und Eltern – aber auch die Wissenschaft – in den letzten Jahren so sehr bewegt wie die frühkindliche Bildung. Häufig wird alle Hoffnung in sie gesetzt, dass Kinder gut gedeihen, die Startchancen für alle gleich werden und sie sich gut in die Gesellschaft integrieren. Aus den bisherigen Briefing Papers ist jedoch deutlich geworden, dass die wichtigste Aufgabe im Kleinkindalter nicht die frühkindliche Bildung ist, sondern der Aufbau stabiler Bindungsbeziehungen zu Eltern und weiteren Personen (Tagesfamilien, Grosseltern, Verwandte, Freunde). Erst auf dieser Basis kann das Kind seinen Erkundungsdrang aktivieren und sein kognitives Potenzial optimal ausnutzen.

Bedingungen früher Bildung

Eine erste wichtige Grundvoraussetzung früher Bildungsmöglichkeiten ist, dass die physischen Grundbedürfnisse des Kindes gestillt sind. Kinder, die krank, hungrig oder fiebrig sind, werden nicht voller Energie die Umgebung erkunden. Wenn ein kleines Kind in der Kita am Tisch einschläft, hätte es früher eine Ruhepause gebraucht. Gleiches gilt, wenn ein Vater seine Dreijährige ins Ballett bringt und sie dort nur herumsitzt. Solche Grundvoraussetzungen gelten vor allem für kleine Kinder, wobei die Unterschiede in diesem Alter sehr gross sind. Grössere Kinder sind unabhängiger. Insgesamt müssen Familien, Kitas und andere familienergänzende Einrichtungen einen Spagat vollführen zwischen regelmässigem Tagesablauf und der Orientierung an kindlichen Bedürfnissen.

Der zweite Punkt ist die soziale Interaktion. Gerade weil Bindung und Exploration so stark miteinander verbunden sind, ist eine positive Beziehung eng mit stärkenden Bildungsprozessen verbunden. Wenn Kinder wissen, dass ihre Bezugspersonen verfügbar sind und auf ihre Bedürfnisse reagieren, dann fühlen sie sich sicher und können in eine Auseinandersetzung mit der Umwelt eintreten. Umgekehrt spielt jedoch Bildung auch eine Rolle für den Aufbau von Bindung. So kann beispielsweise gerade die väterliche Spielfeinfühligkeit den Beziehungsaufbau zum Kind fördern und die Beziehung stärken.

Eine dritte Bedingung ist die gemeinsame Konstruktion von Bedeutungen. Hier geht es nicht um die Aufnahme oder Vermittlung von Faktenwissen, sondern um Erkenntnis, Verstehen von Bedeutungen und von Problemstellungen. Dies

gilt auch für Kinder unter drei Jahren. Gerade so junge Kinder brauchen Eltern und andere Erwachsene, die sich aktiv in Lernprozesse einbringen und die Kinder nicht lediglich in den Babyschwimmkurs begleiten oder in einer Vorschule unterrichten lassen. Das Wichtigste ist, dass sie mit dem Kind interagieren, und dem, was es tut, durch diese Interaktion weitere Bedeutung geben.

Frühkindliche Bildung versus frühe Förderung versus Frühförderung

Unter «frühkindlicher Bildung» wird nach wie vor häufig – vor allem in der Bildungspolitik – die frühe Schulvorbereitung verstanden. In der Wissenschaft besteht jedoch Einigkeit darüber, dass es sich dabei um die Anregung aller Kräfte des Menschen handelt, damit sich diese über die Aneignung der Welt entfalten. Das Ziel ist dabei, einen Bezug im Denken, Handeln und auch Fühlen zu entwickeln.

Frühkindliche Bildung ist nicht das Gleiche wie frühe Förderung oder Frühförderung. Während frühkindliche Bildung eine ganzheitliche und umfassende Anregung aller Sinne meint, wird unter früher Förderung die gezielte Unterstützung von Kapazitäten verstanden, die im Kind anlagemässig vorhanden sind. Dazu gehören beispielsweise Sprachkurse, Babyschwimmen, Frühförderungsvideotheken etc. Frühförderung hat hingegen in erster Linie eine kompensatorische Funktion. Gemeint ist damit, dass Kinder in den Bereichen gefördert werden sollen, in denen sie im Vergleich zu gleichaltrigen Kindern in ihrer Entwicklung hinterherhinken. Eltern solcher Kinder müssen sich Sorgen machen, Eltern der anderen Kinder nicht.

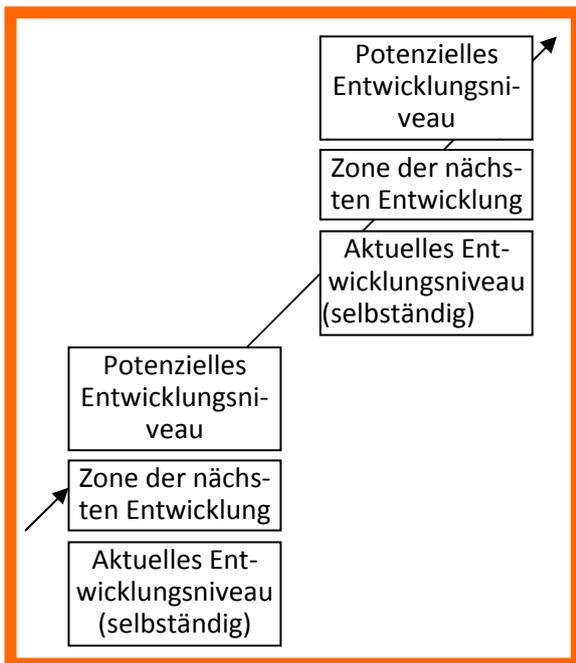
Lernen durch Imitation und die Zone der nächsten Entwicklung

Weil Bildung auf Bindung aufbaut, ergeben sich notwendigerweise Verbindungen zwischen Bindungstheorie und Kognitionsforschung. Michael Tomasello (2006) betrachtet dabei die geteilte Aufmerksamkeit zwischen Bezugsperson und Kind als Motor der kognitiven Entwicklung. Mit geteilter Aufmerksamkeit gemeint ist, dass Kinder schon sehr früh ein genuines Interesse zeigen, ihre Erfahrungen mit ihrer Bezugsperson zu teilen. Die Resonanz (erklärende Kommentare und affektive Äusserungen), welche sie von ihr erhalten, liefert wichtige Impulse für ihre Ent-

wicklung. Bezugspersonen ermöglichen dem Kind, seine Erfahrungen zu benennen, zu deuten und einzuordnen. Auf diese Weise werden Dialoge geteilter Aufmerksamkeit zum Schlüssel der Beherrschung unserer kulturellen Symbolsysteme. Das Lernen durch Imitation gilt gemäss Tomasello als Grundform des Lernens.

Die erwachsene Person sollte dabei nicht in die Rolle des Belehrens oder des vorschnellen Präsentierens geraten, sondern lediglich die Impulse des Kindes aufnehmen. Es wäre eine falsch verstandene Beziehung, wenn die Erzieherin oder der Vater dem Kind vorsagen würden, was richtig ist oder was es als Nächstes tun muss. Auf diese Weise entstehen schnell Überforderungsgefühle. Sie können dazu führen, dass das Kind Bildungsangebote nicht wirklich annehmen kann. Kinder erleben sich ohne sichere Beziehungsgrundlage schnell einmal als unfähig. Dies kann sich in negativen Selbstbildern und geringer Lernmotivation äussern.

Das Handlungsmotiv des Kindes liegt somit sowohl im Inhalt seiner Tätigkeit als auch in seiner geteilten Aufmerksamkeit zur Bezugsperson. Dass diese Kombination zentral ist, hat schon Wygotsky in den 1930er Jahren formuliert. Dabei galt ihm sein Konzept der «Zone der nächsten Entwicklung» (1987) als Orientierungsrahmen. Übertragen auf die Aufgabe frühkindlicher Bildungsförderung zu Hause und ausserhalb bedeutet sie, dass dem Kind Lernangebote zur Verfügung gestellt werden sollen, die seinen Entwicklungsvoraussetzungen angemessen sind und zugleich seine Entwicklung fördern. Es sind somit zwei Entwicklungsniveaus des Kindes zu unterscheiden (vgl. nachfolgende Abbildung).



Das erste Niveau ist das der aktuellen Entwicklung. Auf diesem Niveau ist das Kind in der Lage, eine Aufgabe selbständig zu lösen. Das zweite ist das potenzielle Entwicklungsniveau, welches das Kind unter Mithilfe Erwachsener erreichen kann. Die Differenz zwischen diesen beiden Niveaus macht die Zone der nächsten Entwicklung aus. Sie verdeutlicht, was das Kind mit Hilfe eines Erwachsenen zu schaffen oder zu verstehen vermag: Was es heute mit seiner Hilfe vollbringt, wird es morgen selbständig tun können. Durch die Zone der nächsten Entwicklung werden somit beim Kind viele innere Entwicklungsprozesse ins Leben gerufen und in Bewegung gebracht, die es zunächst nur in der Wechselwirkung mit der Umgebung meistern kann. Weil Anregungen immer ein wenig der Entwicklung vorauslaufen sollen, müssen Erziehende das Kind gut kennen, Eltern dürfen es nicht überfordern. Dabei liegt es an der Intuition und am Geschick der Bezugspersonen, dem Kind Angebote zu machen, die der Entwicklung etwas vorauslaufen. Genau dieses «Etwas» entspricht einer entwicklungsfördernden Erziehung.

Frühkindliche Bildung kommt somit nicht allein durch eine Umwelt in Gang, die Anregung herausfordert, sondern durch Erwachsene, welche sie auch vermitteln. Kinder lernen von Menschen, in sozialer Interaktion und durch emotionale Beziehungen. Deshalb sind Erwachsene die wichtigsten Mittler im Wissenserwerb.

Mädchen	Ich will ein Experiment machen mit Mehl und Kleister.
Erzieherin	Warum? Was erwartest du davon?
Mädchen	Das Mehl macht den Kleister dicker und trockener, und ich kann dann schön kneten.
Erzieherin	Nun, wie viel Mehl brauchst du dafür?
Mädchen	Ich brauche einen Becher voll Mehl.
Erzieherin	Und wie viel Kleister?
Mädchen	Zwei Becher.
Erzieherin	Wieviel Kleister hast du jetzt? (Es nimmt einen Messbecher und füllt ihn halb).
Mädchen	Einen halben Becher.
Erzieherin	Lass sehen. Du willst zwei Becher mit Kleister und einen Becher mit Mehl. Das ist zweimal so viel Kleister als Mehl. Aber wir haben nur einen halben Messbecher mit Kleister. Wie viel sollten wir verwenden?
Mädchen	Einen halben von einem halben Messbecher.
Erzieherin	Also, dies ist ein Viertel Messbecher.

Das obige Beispiel zeigt auf, wie dies funktioniert. Es handelt sich um ein Gespräch zwischen einer Erzieherin in einer Kita und einem fünfjährigen Mädchen während der Zubereitung eines Teigs.

Frühkindliche Bildung in und ausserhalb der Familie: Unterschiede

Im Unterschied zur Unmittelbarkeit familialer Beziehungen muss beispielsweise ein Erzieher in einer Kita eine Gruppe regulieren, innerhalb derer er dann die individuellen Beziehungen entwickelt und Bildungsprozesse initiiert.

Im Unterschied zur Unmittelbarkeit familialer Beziehungen wird stärker auf die didaktische Gestaltung und Vermittlung des Person- und Sachbezugs in professionell-pädagogischen Beziehungen abgehoben. Bindung wird als Erziehungsmittel betrachtet, um die kognitive Entwicklung der Kinder gezielt zu fördern.

Zwar brauchen Erzieherinnen und Erzieher dazu auch ihre intuitiven Kompetenzen, doch müssen sie stärker die didaktische Gestaltung und Vermittlung des Person- und Sachbezugs in den Blick nehmen. Sie müssen deshalb weit stärker auf der Grundlage von theoretischem Wissen und Reflexion handeln als dies in der Familie der Fall ist. Das Ziel der beruflichen Handlungskompetenz erfordert deshalb, dass diese bildungsorientierte Sicht auf Bindung ins Zentrum der pädagogischen Alltagsarbeit in familienergänzenden Einrichtungen gestellt wird. Herzstück eines erweiterten Bindungsbegriffs für das pädagogische Fachpersonal sind deshalb die folgenden beiden Dimensionen.

- **Die Unterstützung des Erkundungsdrangs:** Die Bezugsperson animiert und ermutigt das Erkundungsverhalten und steht gleichzeitig bei Unsicherheiten und Angst als sichere Basis zur Seite.
- **Die Assistenz:** Im Sinne der Zone der nächsten Entwicklung von Wygotsky (1987) benötigt das Kind gemeinsame Aufmerksamkeit, gemeinsames Denken sowie die Kooperation mit Erwachsenen, wenn es bei Herausforderungen an seine Grenzen stösst. Hat ein Kind eine sichere Bindung zur Bezugsperson entwickelt, wird es als Erstes bei ihrer Hilfe suchen und sie auch annehmen.

Das Spiel als wichtigste Form frühkindlicher Bildungsförderung

Gemäss Bernhard Hauser (2013) oder Miriam Leuchter (2013) gilt das Spiel als früheste Form des Erkundungsdrangs und jeglicher frühkindlicher Bildungsprozesse. Alle Kinder spielen fürs

Leben gern, aber ihre Erfahrungen sind sehr unterschiedlich. Kinder spielen in der Regel nicht zu wenig, aber – so Bernhard Hauser – oft zu banal. Damit das kindliche Spiel zu einem Entwicklungsmotor für das Lernen werden und damit einen Bildungswert jenseits früher Förderprogramme bekommen kann, sollten Kinder zu entwicklungsförderlichem Spiel angeleitet werden und dafür genug Zeit bekommen.

In einem entwickelten Spiel wird, lustbetont und mit geringem Anstrengungsempfinden, auch das Lernen der viel beachteten sprachlichen und mathematischen Vorläuferkompetenzen möglich. Wichtig ist dabei, dass Kinder in den Genuss vielfältiger Spielformen kommen. Dazu gehören:

- Bewegungsspiele (Herumrennen, Fangis etc.)
- Funktionsspiele („psychomotorisches Spiel“: früheste Spielform mit lustvollem Erproben der eigenen körperlichen Fähigkeiten bis zur bewussten Steuerung der Bewegungen)
- Rollenspiele
- Regelspiele (z.B. Eile mit Weile, Schnipp Schnapp)
- Objekt-/Konstruktionsspiele (Bauen mit Lego, Bilden von Mustern mit farbigen Klötzen etc.)
- Fantasiespiele/Symbolspiele (Tun als ob; neue Bedeutungen für Gegenstände erfinden etc.)

Auch hier gilt wiederum: Die wesentlichste Voraussetzung für das Spiel ist die sichere Bindung. Sie ermöglicht, dass ein Kind motiviert seine Umgebung erkunden und bei Risiken in den sicheren Hafen der Bezugsperson zurückkehren kann. Erkundung geht dem Spiel in der Entwicklung voraus. Sicher gebundene Kinder können sich auch besser ins Spiel einlassen, was so viel bedeutet wie sich vertiefen und sich konzentrieren können. Eltern und weitere Bezugspersonen sollten kleinen Kindern deshalb ein Umfeld schaffen, das ihnen ermöglicht, sich auf das Spiel einzulassen und Unterbrechungen zu vermeiden. Eltern und Erwachsene sollten Kinder zum Spiel anleiten.

Leider werden in der familiären und ausserfamiliären Praxis Spielen und Lernen heute immer noch als unterschiedliche Phänomene betrachtet, obwohl es sich dabei um eine längst überholte Sichtweise handelt. Deshalb wird Spielen oft mit Zeitvertreib, mit Langeweile oder gar mit unnützem Tun, verbunden. Dies ist grundsätzlich falsch, denn Spielen und Lernen gehören immer zusammen. Je spielhaltiger das Lernen im Vorschulalter ist, desto nachhaltiger ist es. Engagiertheit im Spiel ist Voraussetzung für gelingende Bildungsprozesse. Bei Eltern – und oft

auch in der institutionellen Vorschulpraxis – viel zu wenig bekannt ist die Tatsache, dass Spielen durch Impulse der Erwachsenen angeregt werden kann. Erwachsene sind für die Entwicklung der kindlichen Spielfähigkeit bis zum Schuleintritt unersetzlich. Notwendig sind dabei

- eine förderliche Umgebung
- genügend Zeit, Musse und Raum
- vielseitige Materialien
- Spiel- und Gesprächspartner
- Entscheidungsfreiheit

Bilanz

Die kognitive Entwicklung – die Entwicklung des Denkens und der Intelligenz – wird massgeblich von den Personen mitgetragen, zu denen das Kind Vertrauen aufgebaut hat. Die wichtigste Voraussetzung sind dabei stabile Bindungsbeziehungen zu Eltern und weiteren Bezugspersonen. Bindung ermöglicht Erkundung, und diese ist eine wichtige Bedingung für eine ganzheitliche frühe Bildungsförderung. Die Bezugsperson spielt deshalb eine zentrale Rolle, weil sie das Kind unterstützt, seine Erfahrungen mit ihm teilt und ihm emotionale und kognitive Resonanz geben kann. Gemäss dem Konzept der Zone der nächsten Entwicklung von Wygotsky (1987) genügt dies jedoch nicht. Vielmehr muss sie dem Kind Entwicklungsangebote zur Verfügung stellen, die es zunächst nur mit Hilfe, zunehmend jedoch auch allein, bewältigen kann. Auf diese Weise kann es auch durch Imitieren lernen. Für Eltern und andere Bezugspersonen erfordert dies ein bestimmtes Ausmass an Intuition.

Ein wesentlicher Schlüssel der frühkindlichen Bildung liegt im Spiel. Es gilt als früheste Form jeglicher frühkindlicher Bildungsprozesse.

Miriam Leuchter (2013) spricht deshalb vom Spiel als «Lern- und Entwicklungsmotor, durch welchen sich kognitive und soziale Fähigkeiten entfalten» (S. 577). Mit Blick auf die soziale Herkunft sind solche Erkenntnisse besonders bedeutsam, weil gerade Kinder aus sozial schwachen Familien eher seltener anspruchsvoll, häufig jedoch banal, spielen und zudem oft ausgeprägt und passiv Medien konsumieren. Deshalb müssten solche Kinder nicht nur in frühkindlichen Förderprogrammen betreut und gebildet, sondern ebenfalls ihre Familien einbezogen und ihnen aufgezeigt werden, wie sie ein entwicklungsförderliches Spielen zu Hause anleiten können. Allerdings gilt dies nicht selten auch für bildungsnahen Familien, und zwar dann, wenn sie mit ihren Vorschulkindern kaum Zeit zu Hause verbringen, sondern sie vor allem in schulähnliche Förderprogramme schicken.

Weiterführende Literatur

Hauser, B. (2013). Spielen. Frühes Lernen in Familie, Krippe und Kindergarten. Stuttgart: Kohlhammer.

Leuchter, M. (2013). Die Bedeutung des Spiels in Kindergarten und Schuleingangsphase. Zeitschrift für Pädagogik, 4, 575-592.

Tomasello, M. (2006). Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Wygotsky, L. (1987). Ausgewählte Schriften II. Arbeiten zur psychischen Entwicklung der Persönlichkeit. Berlin: Volk und Wissen.

Briefing Paper 5: Weshalb frühkindliche Bildung nicht nur Vorteile haben kann

Eine wahre Bildungswucht trifft heute Familien, Kitas, Schulen – ja unsere ganze Gesellschaft. Gespeist wird sie von den Folgen des viel zitierten Pisa-Schocks, von den Erkenntnissen der Neurobiologie, welche auf die besondere Bildungsfähigkeit des kleinen Kindes verweist und auch von der Wirtschaft, die gutes «Humankapital» für die Zukunft braucht. Dazu kommt, dass auch die Säuglings- und Kleinkindforschung in den letzten zwanzig Jahren grosse Fortschritte gemacht hat und heute viel genauere Aussagen über Entwicklungsprozesse, Fähigkeiten und Kompetenzen kleiner Kinder möglich sind.

Wie bereits aufgezeigt worden ist, gilt heute als unbestritten, dass Säuglinge und kleine Kinder ausserordentlich lernfähig sind und eine anregungsreiche Umwelt deshalb eine enorme Bedeutung hat. Positive Früherfahrungen stellen wichtige Weichen für den Schuleintritt und die Humanentwicklung insgesamt. Deshalb ist die Forderung richtig, Bildungsinvestitionen verstärkt in dieser frühen Phase zu tätigen.

Der falsche Hype um frühe Förderung

Trotzdem ist der Hype um frühe Förderung übertrieben und oft sehr einseitig. Basierend auf den heutigen Forschungserkenntnissen lässt sich im Hinblick auf die Notwendigkeit frühkindlicher Bildungsförderung folgende Bilanz ziehen: Mit Sicherheit sind einzelne Entwicklungsbereiche stark an Früherfahrungen und an entsprechende Förderung gebunden. Dazu gehören das regelmässige Hören einer Sprache, die Fähigkeit, Laute zu erkennen, herauszufiltern und zu produzieren («phonologische Bewusstheit») sowie mathematische Symbole zu verarbeiten («früher Zahlbegriff»). Auch die Erfahrung von feinfühler und verlässlicher Betreuung sowie sicherer Bindung prägen Fähigkeiten wie Emotionen kontrolliert einzusetzen, ein Selbstbewusstsein aufzubauen, die Identität zu entwickeln sowie Frustrationstoleranz einzuüben. Aber die Plastizität des Gehirns ist auch in späteren Entwicklungsperioden gross. Dies gilt beispielsweise für Bereiche wie Sprachverständnis, Kreativität und Denkstrategien. Für Denken und Handeln sind folgedessen sowohl frühe als auch spätere Erfahrungen wichtig.

Erziehungsratgeber als Verheissung

Tatsache ist, dass wir noch nie so viel über Kinder, Kindheit und Familie gewusst haben wie

heute. Noch nie hat es ein so riesiges Angebot an Ratgebern gegeben, die es sogar auf die vorderen Plätze der Bestseller-Liste schaffen. Beispiele wie «Babys richtig fördern», «Typengerecht fördern und erziehen», «Babys spielerisch fördern» liefern nicht nur viele Argumente hierzu. Offenbar brauchen Eltern solche Tipps, sonst gäbe es keine solchen Publikationen. Manchmal verschlingen Eltern solche Ratgeber regelrecht und häufig einen nach dem anderen, weil sie von der Angst getrieben sind, etwas falsch zu machen. Ratgeber sind deshalb oft eine Art ‚Einstiegsdroge‘. Einer reicht nicht. Es braucht einen zweiten. Darüber hinaus konsultieren sie Logopädinnen, Ergotherapeuten und Psychologinnen, in der Hoffnung, es gäbe ein Geheimrezept, wie sie ihr Kind optimal fördern könnten.

Selbstverständlich gibt es nichts gegen gute Ratgeber einzuwenden. Sie behandeln neben Fragen zur frühen Förderung wichtige kindliche und familiäre Alltagsthemen zur Sauberkeitserziehung, zu Ess-, Schlaf- und Reinlichkeitsgewohnheiten, zu Entwicklungsstörungen, zum ersten Schultag oder zum Umgang mit Kindern in der Pubertät. Ratgeber und Experten können auch zu Hilferziehern werden, die Eltern entlasten können, um grosse und kleine Alltagsereignisse erzieherisch zu bewältigen.

Problematisch an vielen Erziehungsratgebern ist aber, dass sie sich als Verheissung anbieten und den Eltern die Erziehung aus der Hand nehmen oder – und dies ist noch schwerwiegender – ihnen das Vertrauen in die eigene Fähigkeit rauben, die Kinder in einer richtigen Weise erziehen und fördern zu können. Verstärkt wird diese Wirkung dadurch, dass viele Ratgeber einen sehr mahnenden, sorgenden Tonfall haben und sich zudem häufig mit dem Etikett «von pädagogischen Fachleuten empfohlen», «pädagogisch erprobt» oder «wissenschaftlich getestet» schmücken. Dadurch vermitteln sie den Eltern: «Wir verstehen von Erziehung viel mehr als Sie.»

Der in vielen Erziehungsratgebern sichtbare, oft kaum noch nachvollziehbare Hype um frühe Förderung treibt manchmal seltsame Blüten. Die Hauptproblematik liegt in der weit verbreiteten Überzeugung, dass es nicht mehr zulässig sei, ein Kind vor Schuleintritt einfach nur spielen zu lassen. Kinder sollten neu auch ‚richtig‘ lernen, d.h. sich schulisch relevantes Wissen bereits jetzt aneignen. In privaten Vorschulen können schon die

Allerkleinsten etwas über Astronomie oder Biologie lernen und sich erste Englisch-, Chinesisch-, Arabisch- oder Lese- und Mathematikkenntnisse aneignen. Dahinter verbirgt sich die Philosophie, dass Kinder nahezu alles lernen können, wenn es nur gut arrangiert ist. Schon für die Allerkleinsten gibt es Lern-DVDs mit vielversprechenden Namen wie «Baby-Einstein» oder «Baby-Van Gogh». Ehrgeizige Eltern greifen schnell einmal in der Hoffnung zu, ihr Kind früh schon fit für die harte Zukunft zu machen. Dieser Trend hat einen Namen: «Hothousing» – zu Deutsch «Treibhausförderung». Gemeint sind damit die Aktivitäten des Elternhauses, ihr Kind zum Erwerb von Wissen und Fähigkeiten zu führen, die typischerweise erst auf einem späteren Entwicklungsniveau erworben werden. Solche Bemühungen sind in erster Linie ein Phänomen von Mittel- und Oberschichtfamilien, die sich für ihren Sprössling einen Schulstart auf der Überholspur erhoffen.

Förderehrgeiz und Zukunftsangst

Der Hype um frühkindliche Bildung ist nicht ausschliesslicher Ausdruck von Wunsch und Wille eines ehrgeizigen Elternhauses. Es sind auch gesellschaftliche Trends dafür verantwortlich zu machen: Erstens sind es die bereits erwähnten Erziehungsratgeber und auch populäre Darstellungen aus der Neurobiologie, welche Eltern alarmieren, die Zeit der Gehirnentwicklung ihres Kindes nicht ungenutzt verstreichen und seine geistigen Kapazitäten brach liegen zu lassen. Zweitens sind es demografische Veränderungen (Scheidungsrate, doppelverdienende Paare und mütterliche Erwerbstätigkeit etc.), welche eine Generation von Eltern produziert haben, die sowohl weniger Zeit für sich als auch für ihre Kinder haben. Viele fühlen sich schuldig, weil sie den ganzen Tag vom Kind getrennt sind, es in Fremdbetreuung geben müssen, aber auch, weil sie stark im Beruf eingespannt sind und nur wenig Freizeit mit ihm verbringen können. Deshalb fürchten viele Eltern, dass die begrenzte Zeit mit dem Kind für den Aufbau einer guten Beziehung nicht ausreichen könnte, um seine geistige Entwicklung optimal voranzutreiben. Frühförderangebote sind deshalb eine willkommene Alternative.

Frühreife Kinder als Statussymbol

Auf die heutigen gesellschaftlichen Bedingungen reagieren viele Eltern mit Überstimulation und Überstrukturierung und setzen sich damit selbst unter Druck. Entstanden ist so etwas wie ein «Superbaby-Phänomen»: Jedermann will das gescheiteste, das cleverste, fröhlichste, glücklichste und auch das best angezogene Kind haben. Es

muss früher lernen als die anderen, früher besondere Fähigkeiten zeigen und auch früher Erfolg haben. Frühkindliche Bildung als Statussymbol?

Nur – das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht. Dieses afrikanische Sprichwort bildet sich auch in vielen wissenschaftlichen Erkenntnissen ab. Keine wissenschaftliche Studie konnte bisher belegen, dass frühe Lese- oder Mathematikinstruktion oder der wöchentliche Kurs in Babyzeichensprache oder im Babyenglisch aus den Kleinsten spätere Sprachtalente oder Rechengenie macht. Vielmehr zeigen die wenigen verfügbaren Untersuchungen, dass Kinder, die schulvorbereitend gefördert werden, zwar einen Vorsprung auf andere bekommen, der sich jedoch relativ schnell «auswäscht», d.h. bereits nach einem oder zwei Schuljahren wieder verschwindet. Solche Kinder sind später kaum schulerfolgreicher als nicht geförderte Kinder. Eine systematische, schrittweise Vermittlung von schulischem Wissen im Vorschulalter hat somit kaum positive, wohl aber tendenziell negative Auswirkungen. Schulähnliches, hochstrukturiertes instruktives Lernen kann zu emotionalen Beeinträchtigungen führen und zu einer Zunahme von Stress- und Angstgefühlen. Solche Kinder laufen auch Gefahr, mehr Hyperaktivität, Konzentrationsschwierigkeiten oder aggressives Verhalten zu entwickeln.

Auch aus der Hochbegabungsforschung wissen wir, dass viele der Wunderkinder im Erwachsenenalter nicht mehr die überragenden Leistungen zeigen, die von ihnen aufgrund ihrer frühen Exzellenz erwartet worden war. Ernst zu nehmen sind auch klinische Bedenken: Intensive Schulvorbereitung, Druck und Verhättselung setzen kleine Kinder unter enorme Anforderungen und führen überdurchschnittlich häufig zu späterer Leistungsängstlichkeit, Leistungsmotivationsproblemen, Schwierigkeiten in der Bindung an Gleichaltrige oder gar zu Depressionen. Einer der Hauptgründe dürfte darin liegen, dass überförderte Kinder von ihren ehrgeizigen Eltern in einer Weise erzogen werden, welche sie fühlen macht, dass sie nur etwas wert sind, wenn sie produktiv und leistungsbereit sind.

Wo bleibt die Intuition?

Eines der Probleme, die mit Bildungswucht und Fördereuphorie zusammenhängen, ist die Tatsache, dass viele Eltern kaum mehr auf ihr Bauchgefühl hören können, sondern ihm sogar misstrauen und ein schlechtes Gewissen entwickeln, wenn sie nicht vorher einen Erziehungsratgeber konsultiert zu haben. Weshalb haben Eltern aufgehört, ihren gesunden Menschenverstand ein-

zusetzen? Weil wir eine Wissens- und keine Erfahrungsgesellschaft mehr sind. Heute sind Zahlen, Statistiken und Quoten wichtig geworden. Gerade in Mutter-Kind-, in Krabbelgruppen, aber auch in familienergänzenden Einrichtungen wächst der Druck, sich permanent mit den anderen Eltern und ihren Kindern zu vergleichen und das funktionierende Kind zum Hauptthema zu machen. Verständlich deshalb, wenn das Vertrauen ins eigene Kind klein wird, sobald die Mutter sieht, dass das drei Monate jüngere Kind in der Kita schon mehr als das eigene kann. Frustration und Versagensängste werden so programmiert und damit auch die unheilvollen Vorstellungen von Eltern, sich hart erarbeiten zu müssen, dass sich der Nachwuchs normal, zeitgerecht und vielleicht sogar schneller als der Nachwuchs anderer Familien entwickelt. Deshalb suchen auch Eltern, deren Kind körperlich und mental fit ist, nach zusätzlichen Optimierungsmöglichkeiten. Man will nur das Beste für den Nachwuchs.

Bilanz

Dieses Briefing Paper hat zwei wichtige Erkenntnisse zu Tage gefördert: erstens, dass aus wissenschaftlicher Sicht ehrgeizige Eltern enttäuscht werden. Frühe Fördereuphorie lohnt sich kaum; zweitens, dass es vielen Eltern schwerfällt, die Bedürfnisse ihres Kindes und nicht die eigenen, in den Mittelpunkt zu stellen.

Somit stellt sich die Frage, ob frühe Förderung kleinen Kindern tatsächlich einen Teil ihrer Kindheit rauben kann, wie man dies ja oft von Gegnern frühkindlicher Bildungsbemühungen hört. Die Antwort lautet: Ja und nein. Ein Ja gilt dann, wenn es sich um entwicklungsunangemessene Elternerwartungen handelt, die mit frühem vorschulischem Drill verbunden sind. Nein, wenn sich die Eltern um Entwicklungsangemessenheit und um die Unterstützung der Interessen des Kindes bemühen. Dabei ist zu beachten, dass Drill und früher massiver Leistungsdruck nicht das Gleiche ist wie die Verbindung von spielerischem und lustvollem ganzheitlichem Lernen und hohen Elternerwartungen. Kinder, deren Elternhäuser keine grossen Erwartungen an sie haben oder sich kaum für Bildungsförderung interessieren, sind benachteiligt. Eltern, welche schon früh die Potenzialentwicklung ihrer Kinder kreativ und im Sinne ganzheitlicher Bildung unterstützen, erzeugen in ihnen Freude an herausfordernden Aktivitäten. Dies hat aber nichts zu tun mit dem Einkauf von Frühförderkursen.

Frühkindliche Bildung hat dann uneingeschränkt Vorteile, wenn die natürliche Welt der erste Lehrplan des Kindes ist. Sinnvoll und entwick-

lungsgemäss kann es nur in der direkten Auseinandersetzung mit den Dingen lernen. Der grosse Schweizer Psychologe Jean Piaget hat einmal gesagt, dass die Sprache der Dinge der Sprache der Worte vorauszu gehen habe. Die Welt der Dinge und all ihre Eigenschaften, die direkte Begegnung, das damit verbundene Tun und die Erfahrungen, die das Kind dabei macht, ist jedoch ein Zeit konsumierender Prozess, der nicht hastig durchlaufen werden kann. Zudem lässt sich das Gehirn – trotz anders lautenden Aussagen in den Medien – nicht beliebig trainieren, weil die genetischen Grundlagen verschieden sind. Deshalb reifen Kinder in ihren intellektuellen Fähigkeiten in unterschiedlichen Geschwindigkeiten heran, und auch das chronologische Alter ist kein gutes Mass für die kognitive Entwicklung.

Genau in diesem Punkt liegt die Problematik, dass viele Eltern sich schwertun, die Bedürfnisse und Besonderheiten des Kindes wahrzunehmen. Deshalb stehen eher die eigenen Vorstellungen oder das Modell des Nachbarkindes im Mittelpunkt. Verständlich deshalb, wenn es Eltern zunehmend schwer fällt, Dinge aus der Perspektive des Kindes zu sehen und dabei das, was ihm guttun würde, richtig zu erkennen und intuitiv zu handeln. Im Allgemeinen handeln Eltern heute zu sehr nach Rezepten und Anweisungen. Deshalb haben sie das Gefühl für die richtige Erziehung und Förderung ihres Kindes verloren.

Einschränkend muss allerdings betont werden, dass eine solche Bilanz vor allem für relativ gut situierte Familien gilt. Anders sieht es aus, wenn man Kinder aus sozial schwachen Familien in den Blick nimmt. Deshalb sind frühkindliche Fördermassnahmen, so wie sie aktuell in der Schweiz praktiziert werden, für die betroffenen Kinder in der Tendenz ein Zuviel oder ein Zuwenig. Während sie für Kinder aus bildungsnahen Familien nicht selten ein Zuviel darstellen, sind sie für solche aus benachteiligten Elternhäusern oft ein Zuwenig. Obwohl viele Familien trotz sozialer Benachteiligung ihren Kindern die notwendigen Beziehungsgrundlagen genauso gut geben wie nicht benachteiligte Familien, fehlt es oft an den notwendigen Anregungen. Wenn solche Kinder auch von keinem öffentlichen Angebot Gebrauch machen, kann frühkindliche Bildungsförderung auch nicht kompensatorisch, d.h. ausgleichend, wirken. In diesem Sinne ist die Metapher «Das Gras wächst nicht schneller, wenn man an ihm zieht», etwas zu relativieren: Zwar bringt das Ziehen wenig, doch braucht es eine aktive und gezielte Förderung dieser Kinder, die auch mit hohen Erwartungen an sie verbunden ist. Für gut situierte Kinder hingegen könnte es oft eine Wohltat sein, wenn ihnen mehr Zeit zum ‚Wachsenlassen‘ zugestanden würde.

Weiterführende Literatur

Bergmann, W. (2011). Lasst eure Kinder in Ruhe. Gegen den Förderwahn in der Erziehung. Wolfenbüttel: Kösel.

Stamm, M. (2011). Die Magie der Frühförderung. Neue Zürcher Zeitung, 24.01., 40.

Briefing Paper 6: Pädagogische Konsequenzen

Das vorliegende Dossier hat in fünf Briefing Papers das Wissen zusammengefasst, das heute zu den beiden Themen «Bindung» und «frühkindliche Bildung» verfügbar ist. In den Blick genommen worden ist dabei insbesondere die empirisch vielfach belegte Tatsache, dass Fördermassnahmen nur wirksam sein können, wenn sie auf einem guten Beziehungsfundament aufbauen.

Abschliessend werden nun die bisherigen Ausführungen zu sechs Kernaussagen verdichtet und in Bezug auf die notwendigen pädagogischen, aber auch bildungs- und sozialpolitischen Konsequenzen, diskutiert.

1. Bindungen als innige und sichere Beziehungen zu Mutter und Vater

Weil die Bindung des Kindes an seine Bezugspersonen fundamental, jedoch abhängig von der Qualität ist, wie sie mit ihm umgehen, sind zwei Aspekte besonders zentral:

Eltern sollten sich stärker bewusst werden, dass eine sichere Beziehung Verlässlichkeit erfordert. Verlässlichkeit entsteht nicht einfach dadurch, dass man das Kind überall bei sich hat oder es immer herumträgt. Vielmehr entsteht sie, wenn das Kind spürt, dass sich die Bezugsperson ihm feinfühlig zuwendet und für es präsent ist. Präsenz meint, dass es Momente zwischen der Bezugsperson und dem Kind gibt, die nur den beiden gehören und nicht gleichzeitig mit dem Handy telefoniert, im Internet gesurft oder getwittert wird.

Gerade weil die Neurobiologie aufzeigt, dass sich frühe Bindungserfahrungen auch auf der hirnebene physiologischen Ebene auswirken, spielen Emotionen beim Aufbau neuer Hirnstrukturen eine bedeutsame Rolle. Mit Emotionen gemeint sind in erster Linie der feinfühlig Umgang der Bezugspersonen mit dem Kind sowie ihr Fürsorgeverhalten. Es umfasst drei Kernaufgaben: Erstens sollen Eltern das Verhalten des Kindes wahrnehmen können. Zweitens sollen sie es richtig interpretieren und drittens darauf zeitnah reagieren können. Ein solches Fürsorgeverhalten basiert auf einem gewissen Mass an Intuition. Solche Verhaltensbereitschaften sind bei allen Menschen vorhanden, auch ohne Ausbildung. Weil Intuition viel zu wenig gepflegt wird, ist sie häufig verschüttet. Deshalb muss sie wieder stärker ins Bewusstsein gehoben und eingeübt werden.

2. Überholte Ausschliesslichkeit der Mutter

In den letzten zehn Jahren hat die Forschung vielfach nachgewiesen, dass sich ein Kind optimal entwickeln kann, ohne im ersten Lebensjahr ausschliesslich von der Mutter betreut worden zu sein. Eine frühe ausserfamiliäre Betreuung ist nur dann problematisch, wenn die Bindung an Mutter und Vater nicht stimmt und sie zu wenig feinfühlig mit ihrem Kind umgehen. Gerade weil heute die ausserfamiliäre Betreuung so wichtig geworden ist, bildet die sichere Bindung an Mutter und Vater ein besonders wichtiges Fundament.

Kleine Kinder können jedoch auch zu aussenstehenden Personen Bindungsbeziehungen aufbauen. Diese sind jedoch immer hierarchisch, so dass eine Erzieherin oder ein Erzieher kein Ersatz für Mutter und Vater ist, sondern eine nachgeordnete Bindungsperson. Deshalb sind Bindungsaspekte auch in einer Kita oder der Tagespflege zentral. Dazu gehören eine sensible, bewusste und verantwortungsvolle Eingewöhnung sowie Standards, welche auf folgende Aspekte fokussieren:

- auf die Grosszügigkeit von Babyplätzen bis 1.5 Jahre
- auf die spezielle Aufmerksamkeit einer konstanten Bezugsperson
- auf die Vermeidung eines hohen Lärmpegels und eines konstanten Wechsels in der Betreuung (was nicht nur für den Aufbau einer Sicherheitsbeziehung ungünstig ist, sondern auch für die Sprachentwicklung).

3. Bildung braucht Bindung und Beziehungsdidaktik

Frühe Bildungsanstrengungen können nur erfolgreich sein, wenn sie in tragende Beziehungen eingebettet sind. Nur eine sichere Bindung gibt dem Kind das Gefühl, aktiv handelnd und selbstwirksam zu sein und zu werden. Kleine Kinder brauchen deshalb eine soziale Umgebung, welche herausfordernd und befähigend ist. Die oft uneingeschränkt postulierte Selbstbildung des Kindes ist demzufolge zu relativieren. Das Kind betreibt Bildungsprozesse nie selbst, sondern immer mit Unterstützung einer kompetent agierenden Umwelt. Deshalb spricht man auch von gemeinsamem Entdecken oder von «Ko-Konstruktion von Wissen». Das Bin-

dungskonzept betont diese soziale Angewiesenheit des Kindes auf seine Umgebung. Erst auf dieser Basis kann das Kind seinen Erkundungsdrang aktivieren und sein kognitives Potenzial optimal ausnutzen.

Weil jedoch Bindungsbeziehungen die Grundlagen bilden, damit Motivation, Lernfreude, Frustrationstoleranz oder Ausdauer entstehen können, haben pädagogische Fachkräfte darüber hinausgehende Aufgaben: Sie müssen versuchen, ihre erzieherischen Regelungen und betreuenden Aktivitäten mit einer ‚Beziehungsdidaktik‘ zu verbinden, welche den Aufbau solcher Merkmale fördert. Gemäss Ahnert (2007) sollten Erzieherinnen und Erzieher in der Lage sein, fünf Aspekte in einer solchen Beziehungsdidaktik zu verwirklichen:

- Zuwendung (liebevolle und emotional warme und direkte, auch durch die verantwortliche Betreuungsperson initiierte Kommunikation)
- Sicherheit (Betreuungsperson garantiert Schutz, Nähe und Geborgenheit)
- Stressreduktion (Trost und Unterstützung bei der Bewältigung unangenehmer Gefühle)
- Explorationsunterstützung (Ermutigung zum Erkunden, Forschen und Experimentieren)
- Assistenz (Unterstützung durch angemessene Hilfestellung, wenn eine alleinige Bewältigung nicht möglich ist)

Zu beachten ist, dass sich die Bedürfnisse der Kinder ihrem Alter entsprechend verändern und damit auch die Beziehungseigenschaften. So entwickeln ältere Kinder zunehmend kindeigene Sicherheits- und Stressreduktionsstrategien, welche sie unabhängiger von den unmittelbaren Hilfen des Personals werden lassen. Andererseits behalten Zuwendung, Erkundungsunterstützung und Assistenz bis zur Vorschulzeit ihren Stellenwert.

4. Die Zone der nächsten Entwicklung als Orientierungsrahmen

Das Konzept Wygotskys, «die Zone der nächsten Entwicklung» (1987) liefert einen idealen Orientierungsrahmen für Eltern und Erziehende.

Wird diese Entwicklungsangemessenheit nicht berücksichtigt, dann schafft frühe Förderung Druck und Stress. Ein Kind ist gestresst, wenn die Erwartungen der Bezugspersonen weit über oder jenseits seiner Fähigkeiten liegen.

Wichtig ist in diesem Rahmen der Grundsatz, dass Eltern und Erziehende die Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes aktivieren, die Ent-

wicklung jedoch nicht atemlos forcieren. Eine ganz besondere Bedeutung hat dabei die «Ermöglichung des Spiels». Dazu gehören folgende Aktivitäten resp. Handlungen:

- Gute Ideen des Kindes werden gelobt
- Gute Ideen werden mit eigenen Handlungen / Ideen ergänzt, wobei aber auf die nächsten Ideen des Kindes bewusst gewartet wird;
- Auf Versuche, die anfangs nicht gelingen, wird nicht korrigierend, sondern emotional unterstützend reagiert. Eltern nehmen keine korrigierende Haltung im Spiel ein.
- Es wird versucht, mehr Ruhe und Konstanz einzubringen. Eltern und Erziehende bemühen sich um einen Wechsel von Lernfortschritt und Verweilen bei den Inhalten.

5. Bildungswucht Frühe Förderung: Was ihre Qualität ausmacht

Kleine Kinder lernen nicht gleich wie ältere Personen. Kindliches Lernen vollzieht sich in einem stark emotionalen Kontext. Deshalb ist es unsinnig, Kinder früh schon mit trockenem Lernstoff zu überfrachten. Frühkindliche Bildung und Erziehung ist weder Schulvorbereitung noch akademische Frühförderung. Wie können Eltern und Erziehende in pädagogischen Vorschuleinrichtungen die Entwicklung des Kindes kurz- und langfristig in einer gesunden Art und Weise emotional unterstützen und intellektuell stimulieren? Sicher nicht, indem sie es einer Treibhausatmosphäre aussetzen, damit es möglichst schnell das lernt, was ihren Vorstellungen entspricht. Gute frühkindliche Bildung zeigt sich

- in der Schaffung herausfordernder, anregungsreicher, liebevoller und unterstützender Entwicklungsumgebungen, in der Kinder Zeit haben, ermutigt werden und keine Reizüberflutung besteht
- darin, dass sich Eltern und pädagogisches Fachpersonal bewusst sind, dass sie als emotionale Vorbilder eine grosse Rolle spielen und im Kind Lust auf Lernen und Erfahrung wecken können
- im Ausmass der bereitgestellten Möglichkeiten für selbst gerichtete Aktivitäten durch das Spiel und andere explorativen Abenteuer, welche alle Sinnesorgane berücksichtigen
- in der Vielfalt der Aktivitäten, die auf Singen, Reimen und Vorlesen, das gemeinsame Spiel, auf die Beobachtung von Naturphänomenen, den Gebrauch von Grob- und Feinmotorik, die Pflege der Phantasie und

Kreativität über Musik und Kultur sowie auf die soziale Einbettung des Kindes ausgerichtet sind.

Selbstverständlich ist auch ein früher Kompetenzerwerb möglich, weil Kinder eine natürliche Lernproduktivität haben und hoch motiviert sind, alles zu lernen, was ihnen präsentiert wird. Es ist deshalb auch sinnvolle frühe Förderung, wenn ein Vierjähriger aus eigener Initiative lesen lernen oder rechnen lernen *will* und ihn die Eltern oder das pädagogische Fachpersonal unterstützen, nicht jedoch, wenn sie ihn instruieren. Es gibt kleine Kinder, für die akademische Lernumgebungen ähnlich faszinierend sind wie das Spiel.

Zu beachten gilt dabei jedoch, dass die natürliche Welt der erste Lehrplan des Kindes sein muss. Sinnvoll und entwicklungsgemäss kann es nur in der direkten Interaktion mit den Dingen lernen. Die Sprache der Dinge hat dabei der Sprache der Worte vorauszugehen.

Wissensaneignung allein ist keine sinnvolle frühe Förderung. Sie muss mit der Entwicklung von Verstehensprozessen einhergehen. Schon Piaget hat uns aufgezeigt, dass Aneignung und Nutzung von Wissen das Verstehen einschliesst.

6. Intuition: eine wieder zu erlernende Erwachsenenkompetenz

Intuition spielt eine wichtige Rolle in der Bindungsgestaltung und im Fürsorgeverhalten der Eltern. Obwohl heute vor allem die Unsicherheiten der Eltern dominieren, sind intuitive und feinfühligere Verhaltensbereitschaften bei allen Menschen vorhanden, auch ohne Ausbildung. Wird Intuition jedoch nicht gepflegt, bildet sie sich zurück und es fällt den Eltern und auch Erzieherinnen und Erziehern immer schwerer, sich intuitiv feinfühlig und kompetent aufs Kind einlassen zu können.

Elternintuition hat eine Schlüsselrolle einzunehmen in Prävention, Beratung, früher Förderung und Therapie. Nur schon das Wissen um sie hat praktische Implikationen. Jede Mutter und jeder Vater verfügt über basale intuitive Kompetenzen. Sie wollen gute und kompetente Eltern sein. Jeder Versuch, das elterliche Verhalten durch rationale Erklärungen oder konkrete Rezepte in den Griff zu kriegen, muss scheitern und kann das Selbstvertrauen in die eigenen intuitiven Kompetenzen zerstören.

